Ein deutscher Fürstenhof im XVII. Jahrhundert.

Von dem Verfasser

von

Lux et umbra.

Zweiter Band.

Kassel.
Verlag der Hof-Buchhandlung von H. Jungklaus.
1866.

Druck von Döll und Schäffer in Kassel.
(L. Döll.)

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Eine Neujahrsnacht.

Das Jahr 1662 hatte im hochfürstlichen Residenzschlosse mit einem großen Ball geendet. Gegen zwei Uhr Morgens stürmte Boreas mit seinen luftigen Kindern durch die geöffneten Fenster in den goldenen Saal, und ihre unsichtbaren Flügel wehten die letzten Kerzen der schon dunkler brennenden Kronleuchter aus.

Woher hieß dieser Saal der goldene? — Alles auf Erden ist in unserer Vorstellung nur vergleichsweise reich und groß, und keiner, der nicht von fernen Reisen einen anderen Maßstab mitbrachte, konnte sich etwas Prächtigeres als diese Ahnenhalle denken. Für solche nun, welche daheim blieben, ist er wahrhaft ein goldener Saal, und die Decke, die mit goldenen Cassaturen und Gurtbögen in dem schweren Styl des 16. Jahrhunderts prangte, erschien ihnen unerreichbar an Glanz und Pracht. Phantastisch belebten dann auch diese besondere Architektur die in Farben angemalten Rundbilder der Vorfahren bis auf

Philippus zurück, dem das Zeitalter der Reformation den Namen des Großmüthigen beigelegt hat. Vom Gesims herab sahen jener Fürsten Bildnisse mit leblos starren Augen ins Leere, die lebendige Welt, welche unter ihnen sich umher tummelte, so wenig beachtend, als Götzen die Leiden, Freuden, Hoffnungen, Wünsche und Entsagungen mitfühlen können, welche die bewegliche Menschenseele auf ihrem langen oder kurzen Traum zwischen Wiege und Sarg begleiten.

Als die Eingeladenen, oder, wie man sagen soll, zu Hof Befohlenen sich zu Sänfte, Karosse und wie sonst beim Ende des Festes nach allen Richtungen der Stadt vertheilten, begegneten ihnen hin und wieder Truppe Schwärmender, welche die Sylvester-Nacht in einer ihren Lebensgewohnheiten mehr zusagenden Weise, das heißt mit ungebundener Freude hingebracht hatten. Sonst war die Stadt dunkel und dem gebieterischen Rechte des, Leid wie Lust mit gleicher Macht beherrschenden, Schlafes verfallen.

Unter den wenigen Karossen, die Kassel damals kannter, rollte die der Hofmeisterin den Weg vom Schloß aus hinter dem Marstall her, bog dann in die Marktgasse ein und hielt nur wenige Schritte weiter aufwärts vor dem Säulenportale ihres Hauses still. Die drei Insassen, welche sie hierhergeführt, stiegen aus, lauter Neuensteine. Zuerst rückwärts, so daß man seine lange Perücke wahrnahm, in reinsten Scharlach und Gold gekleidet

Neuenstein der Oheim. Prächtig dann und mit Sorgfalt um ihre Kleidung bemüht seine Schwägerin. Endlich die Erbküchenmeisterin, eben so gerad in der Haltung, wie sicher im Tritt; dreifarbig, grau, grün und schwarz. Das waren die drei Personen, welche sich beim zu Bett Gehen sagen mochten, daß diese Sylvester=Nacht das neue Jahr mit mancherlei Hoffnungen für sie einleite.

Früh brach für die Hofmeisterin der Tag an. Um elf Uhr war Cour angesagt; beide Schwägerinnen saßen sich en Robe de Chambre gegenüber, um, ihre Interessen besprechend, der ersten Morgenstunde ihr Gold aus dem Munde zu nehmen.

„So sehr mich auch mein Fuß noch von dem langen Stehen in gestickten Schuhen schmerzt, begann Leonore, ich hoffe ihn doch noch Genevieve auf den Nacken zu setzen. Es scheint vorbei mit der ersten Gunst. Sie ist schon nicht mehr das kleine Seidenhäschen, so weich, so lieb, das die Landgräfin gern streichelte.“

„Es haben das Mehrere bemerkt“, sagte Melusine, die Hedwigs Sprache in boshafter Weise nachäffte.

„Laß Dir sagen, fuhr die Neuenstein fort, es gelang mir, Ihro Gnaden, die Frau Kammerpräsidentin auf einige Augenblicke unbelauscht zu sprechen. Ich machte ihr Complimente über Arsenie, ich bat um Erlaubniß, meinen Sohn, sobald er von der Universität zurück sei, vorstellen zu dürfen. Die Präsidentin, weißt Du wohl, hat so eine gewisse Art beifällig zu lächeln; sie winkte

Fräulein von Habäus herbei, die sich sehr modest benahm, und ich sah, daß beide mich vollkommen verstanden hatten. Jetzt muß nun Karl Adalbert herbei, er soll sobald als möglich von Rinteln zurück. Wir dürfen keine Zeit verlieren, die geringste Unentschiedenheit könnte unseren ganzen Plan verderben."

„Die Kunowitz'sche Nichte habe ich mir scharf angesehen, entgegnete Melusine, eine hübschere könnte Adalbert leicht finden, daran bleibt kein Zweifel; aber das Fräulein ist ausnehmend wohl und ganz für den Hof erzogen."

„Gewiß! Sie hat sehr gute Manieren et pour tout prendre il faut que Monsieur Adalbert passe par là!"

„So weit wäre denn Alles aufs Beste eingeleitet, meinte die Erbküchenmeisterin. Bist Du aber auch Deines Sohnes so ganz gewiß? Jedenfalls bekommt er an Arsenie eine Frau, die um einige Jahre älter ist als er, und das findet nicht leicht den Beifall der jungen Herrn."

„O, Adalbert Karl ist ein gehorsamer, guter Sohn."

„Du aber, liebe Lore, bist eine schwache Mutter! Wir werden sehen."

„Muß es nicht Adalbert eine Ehre sein, des Herrn Landgrafen Beispiel nachzuahmen. Der ist sechs Jahre jünger als unsere Fürstin."

„So! Und Du meinst, Frau Hedchen würde das gar nicht bedenklich finden, wenn solche ungleiche Ehen auch in unserem Stande vorkommen?"

„Wer kann das voraussagen, erwiderte Melusine.

Aber sahst Du wohl, wie die La Motte ohnmächtig wurde?"

„Gewiß sah ich es, wofür hat man seine Augen. Sie fiel hin wie eine Todte, die Fräuleins d'Olbreuse und Miß Gybson kamen zu spät, um sie noch aufzufangen. Ihr langes, kohlschwarzes Haar löste sich und floß um sie her wie der Mantel der Nacht. Dabei hatte das Gesicht eine Blässe zum Erschrecken. Kurz, es war ein Schauspiel im Schauspiel."

Darauf erwiderte die Wildungen: „Ich denke, unsere Hedchen bekommt allgemach von diesem Schauspiel Unbehagen. Sie machte eine höchst ungnädige Miene zu der Scene, und man weiß, das ist immer eine schlimme Vorbedeutung."

* * *

Wenden wir uns jetzt weg von zwei intriguanten Frauen, die mit innerer Schadenfreude die Störungen des gestrigen Ballfestes besprachen, bis die Stunde herankam, wo beide am Hof erscheinen mußten. Man frug sich wohl bei dieser steifen, auffallend kalten Neujahrscour, warum fehlen heute die Fräuleins La Motte und Genevieve im Gefolge der Landgräfin, die das doch nicht liebt? Nur wenige wußten darauf Antwort zu geben. Das alte Schloß hatte ebenso wie andere Residenzen seine Geheimnisse, und Hedwig Sophie, sie führte ein sehr strenges Regiment über ihre Damen.

Wer erführe aber wohl nicht gern Geheimnisse, und

dann natürlich am liebsten solche, wobei Liebe und Eifersucht sich auf Leben und Tod ins Spiel mischen.

Gestatte uns der Leser zuvor eine kurze Abschweifung. Er wird sich dann erklären können, wie sich Fräulein La Motte von ihrer Leidenschaft bis zu einem Grade hinreißen lassen konnte, der der dramatischen Vorstellung, welche den Ball einleitete, einen höchst unerwarteten Schluß gab.

Es war damals die Zeit der Schäferspiele; die so berühmte Astrée des Barons Honoré d'Urfé hatte der ganzen jungen Welt den Kopf verdreht und auch Nymphe bei ihrer eben beginnenden Neigung für des Landgrafen Stallmeister zur Dichtung begeistert. Ein schmachtendes Herz sucht, was ihm die Wirklichkeit versagt, wenigstens in poetischer Vorstellung zu genießen. Sie vertiefte sich so lange in das Seelenverhältniß Astréens zu ihrem Celadon, bis eine Episode des Romans dramatisirt war. Wo liebendes Entzücken die Feder leitet, da wird der Erfolg selten fehlen; hingerissen durch die Gluth und Wahrheit der Empfindung hegten Alle, welche der ersten Vorlesung beigewohnt, den Wunsch, das Stück aufgeführt zu sehen, und zum Unheil des armen Mädchens waren die Landgräfin und Lucie bemüht, daß eine Vorstellung zu Stande kam, in der Palis de la Molière für einige Stunden zu ihrem treuen Celadon, sie selbst in die glückliche Astrée umgeschaffen wurde. So strahlend wie damals in der Scene, wo der schöne Schäfer halb in

ihren Schoos gelehnt, verlangend aufblickte, sah man Nymphe niemals wieder. Auch Molière war viel zu eitel, um sich dem versammelten Hof nicht in dieser Rolle aufs vortheilhafteste zu zeigen. Vielleicht auch wurde er selbst hingerissen durch die Wahrheit in Astréens Spiel, denn die wunderbaren Augen der glückseligen Nymphe leuchteten auf ihn herab wie Sonnenstrahlen, und ihre Mienen hatten ein Lächeln von solcher Lieblichkeit, daß der ganze Hof beim Anblick dieser Gruppe vor Ueberraschung mit lautem Händeklatschen in rauschenden Beifall ausbrach. Es dauerte eine Weile, bis Astrée folgende Strophen mit einer alle Herzen ergreifenden Stimme singen konnte:

»Quel est ce mal qui me possède,
Et me devore nuit et jour,
Sans que je puisse y trouver remède?
Helas! c'est l'amour.

Mais si l'esperance est éteinte,
Pourquoi, desir, t'efforce-tu,
De faire une plus grande atteinte?
C'est que tu nais de la vertu.“

„C'est que tu nais de la vertu“, wiederholte Hedwig Sophie, der dieser Schluß so außerordentlich gefallen hatte, daß der Gesang von neuem beginnen mußte.

Daß doch die Frauen, wie Kinder mit dem Feuer, oft so gern mit der Liebe spielen und beim Reiz des Augenblicks die daraus erfolgende Gefahr nicht bedenken.

Möglich auch, daß die Landgräfin, dem Schlußsatz von Astréens Gesang vertrauend, den Brand dieser beginnenden Liebe zur rechten Zeit löschen zu können glaubte; sie hatte ja den Willen und das Mittel dazu. Wie sehr sie sich täuschte, haben wir bei ihrer Unterredung mit dem Stallmeister gesehen. Indeß ist das Leben an den Höfen nicht gemacht, Erinnerungen lange zu bewahren. In der Sylvesternacht wurde das kleine Stück wieder aufgeführt, und Hedwig Sophie mochte glauben, daß dies nach so langer Zeit unbedenklich geschehen könne, wenn man aus Schonung gegen Fräulein La Motte die Rolle der Astrée dieses Mal ihrem jüngsten Hoffräulein übertrage.

So mußte denn die arme Nymphe mit den schmerzlichsten Gefühlen zusehen, wie ihr Celadon dieselben schmelzenden Blicke auf Astrée richtete, die einst ihr in dieser Rolle zu Theil geworden. Sie sah nur die grausamste Verhöhnung darin, daß man sie nöthigte, Zeugin zu sein von dem letzten Zusammensturz ihres Glückes, und gab sich ohne Rückhalt und so sehr den leidenschaftlichsten Ausbrüchen ihrer Eifersucht hin, daß die Landgräfin selbst befahl, die Vorstellung sogleich zu enden.

Als Lucie zu der schluchzenden und kaum weniger aufgeregten Genevieve hinter den Vorhang des Theaters trat, sprach sie:

„Ich sah so etwas voraus. Ihr beiden armen Wesen thut mir in der Seele leid; hättest Du meinen Wink befolgt und Dich doch lieber niemals einer so excentrischen

Freundschaft, die früher oder später in ihr Gegentheil umschlagen mußte, hingegeben. Welcher Vernünftige wird auch wohl am Krater eines Vulkanes wohnen wollen? Jetzt ist es um die Gnade der Landgräfin geschehen, man wird nicht säumen, ihr Dich allein als die Schuldige darzustellen, denn es braucht keine lange Zeit, die aufkeimende Pflanze fürstlicher Gunst welken zu machen, wenn einflußreiche böse Personen sich bemühen, ihre noch schwachen und kaum befestigten Wurzeln täglich mit dem ätzenden Saft der Mißgunst schlau und heimlich zu tränken."

„Ach, entgegnete Genevieve, zu spät sehe ich es ein. Wäre ich immer, wie Du Lucie, von der Vernunft geleitet worden; aber ich war von Nymphens außerordentlicher Natur gleich Anfangs wie bezaubert. Wie ein Kind, das sich weiter und weiter über den Rand eines Brunnens hinneigt, dessen feucht dunkeler Spiegel ihm tief dort unten bethörende Bilder und geheimnißvolle Erscheinungen zeigt, blickte ich voll Neugier in diese Seele, aus der der Hauch eines mir unbekannten Elementes berauschend aufstieg."

Jetzt wo der Leser den Anlaß kennt, weshalb Fräulein La Motte besinnungslos aus dem Ballsaal getragen wurde, kann unsere Erzählung zu dem Augenblick zurückkehren, wo man sich bei der Cour fragte, warum fehlen im Gefolge der Landgräfin zwei ihrer Hofdamen.

Zu lange würde es aufhalten, die Qualen einer Nacht zu beschreiben, deren fieberhafte Aufregung letztlich

mit einem Entschluß so außerordentlicher Art endete, daß darauf eine Strafhaft für Nymphe und Genevieve erfolgte. Erstere war der Pflege ihrer Jungfer allein überlassen, und diese von dem Thun und Reden des Fräuleins zuletzt so in Besorgniß um deren Verstand gerathen, daß sie es für geboten hielt, den Arzt zu beschicken und, sobald es nur die Zeit erlaubte, sich selbst zu Miß Gybson, die heute den Dienst hatte, begab, um ihr von dem, was sie gehört und mit angesehen, Anzeige zu machen. Diese eilte denn auch sofort, obgleich zitternd, zu Hedwig Sophie ins Cabinet, meldete, was ihr das Kammermädchen mitgetheilt, und übergab zugleich den Brief, den diese an Genevieve hatte überbringen sollen.

Die Landgräfin erhob sich, ließ die sie frisirende Kammerfrau abtreten und eröffnete das Blatt ohne Bedenken.

Miß Gybson suchte während des Lesens, was langsam und mit Aufmerksamkeit geschah, den Inhalt aus ihren Zügen zu errathen, allein diese blieben unverändert. Nachdem Hedwig das Papier nochmals überflogen, sich auch die Adresse angesehen, legte sie es mit den Worten bei Seite: „Ich fürchte, es ist um sie geschehen!"

Es folgte nun eine kurze Stille, die das Hoffräulein nicht unterbrechen mochte, da sie sah, wie ihre Herrin sich abwendete, um eine Thräne zu verwischen, die ihr zurückgehaltenes Mitgefühl kund gab.

„Bei alle dem ein anziehender Brief, sagte die

Landgräfin, ins Gespräch wieder eingehend; voll hohen Sinnes und romantischer Noblesse. Das sind Gedanken und Gefühle, welche den auf seine persönlichen Vorzüge eitelen La Molière tief unter dieses heldenmüthige Mädchen herabsetzen, und doch zugleich wieder so stolz und so hochfliegend, daß sie meine volle Bewunderung hätten, wäre das Vornehmen nicht so ganz außer dem Zusammenhang mit den Thatsachen. — Nein, wir leben nun einmal nicht mehr in den alten Zeiten, König Artus hält hier nicht neben uns seine Tafelrunde, und so wird denn wohl für dieses Mal aus einem Damenduell nichts werden."

Der sentimentalen, an Vapeurs leidenden Gybson fiel der Mund herab, sie starrte die Fürstin an und zweifelte, ob sie recht gehört habe.

Nach den Begriffen der Gegenwart lassen sich Charaktere und Handlungen, welche zu einer anderen Zeit ihre Berechtigung gehabt, nicht bemessen. Die Aufforderung zum Zweikampf zwischen hochachtbaren Hoffräuleins mag wohl immer und mit Recht für eine unweibliche Extravaganz gegolten haben, doch versöhnt man sich leicht mit der Ueberspannung eines Gefühls, welches zwischen unverlorener Ehre und dem geohrfeigten Eigennutze eine natürliche Grenze stellt.

Sehen wir denn, was wir dagegen eingetauscht haben. Etwa die von der Hand einer sittenlosen Tänzerin gegen die Polizei geschwungene Reitpeitsche? — Der

Fortschritt scheint nach dieser Seite nicht erheblich für die moderne Civilisation zu sprechen.

„Gehen Sie, meine liebe Gybson, sagte Hedwig zu der noch immer vor Verwunderung starren Hofdame, gehen Sie jetzt und sagen Sie den beiden Fräuleins, daß sie auf meinen Befehl Arrest auf ihren Zimmern haben, und wenn Ihnen die Frau Oberhofmeisterin begegnet, sagen Sie der, sie möge ein wenig ihre Schritte beschleunigen.“

Die Landgräfin mochte den Exceß der La Motte aus einem milderen Gesichtspunkte beurtheilen, doch der regierende Herr fand an romantischen Außerordentlichkeiten für einen so streng geregelten Hof, wie er wünschte, daß der seinige bleiben solle, wenig Geschmack. Die Aufgabe, welche Wilhelm VI. nach einem verwüstenden Kriege zufiel, zeigte ihm das Leben früh von einer ernsteren Seite. Als er daher aus dem Munde seiner Gemahlin von einem Duell der Hoffräuleins als dem neuesten Ereigniß des Jahres Nachricht erhielt, sagte er:

„Liebden, wir sind weder in Hispanien, noch in Welschland, sondern, Gottlob, in Hessen! Würden wir zu solchen sträflichen Thorheiten durch die Finger sehen, so ist zu besorgen, daß unser gottesgelahrter Superintendent Stöckenius uns nächstens eine solche Strafpredigt halten dürfte, daß wir vor der ganzen Gemeinde erröthen müßten.“

Hedwig Sophie entgegnete hierauf nichts Bestimmtes, da sie vorher Gewißheit haben wollte, wer denn eigentlich die Schuldige sei? Und wie sie denn Alles rasch abthat,

so wurde der Hofmeisterin von Neuenstein die vorläufige Untersuchung gleich nach beendeter Cour übertragen.

Beim Landgraf hatten diese „Querellen", wie er es nannte, einen für Genevieve nicht günstigen Eindruck hinterlassen. Ob die Untersuchung etwas für sie Nachtheiliges ergab, darum bekümmerte er sich weiter nicht; den Hofstaat seiner Gemahlin überließ er dieser selbst zu ordnen. Aber etwas anderes war es mit Genevieve; ihr Vormund erhob Ansprüche auf die eröffneten Lehen. Die ganze Frage war, wie das bei solchen Rechts- und Besitzstreitigkeiten in ähnlichen Fällen sich wiederholt, so verdunkelt, es waren von beiden Seiten so wenige Beweise für die eine wie für die andere Ansicht zu erbringen, daß die geheimen Räthe von einer Belehnung ex nova gratia sprechen konnten. Ging der Landgraf hierauf ein, so waren die Neuensteins die zunächst Berechtigten. Der jüngst verstorbene Lehnsträger hatte seine Lehnspflichten nicht ausüben können, und der Vater Genevievens hatte Hessen niemals gedient; sie allein waren während der schweren Zeiten des Krieges im Lande geblieben, sie hatten die Lasten getragen, es schien nichts billiger, als sie nun auch des Commodums genießen zu lassen. Von dieser Seite hatte man dem Fürsten die Sache vorgestellt, und es lag der Antrag vor, eine bedingungsweise Belehnung eintreten zu lassen, wodurch Oheim und Neffe sofort in den getheilten Besitz der Güter gekommen und geblieben wären, bis sich der unwahrscheinliche Fall ereignet hätte, daß der

verschollene Erbe seine Näherrechte beweisen und geltend machen konnte.

Nach dieser neuesten Wendung schien es ausgemacht, daß die Neuensteins um sechstausend fünfhundert Thaler jährlicher Einkünfte reicher werden würden. Hedwig Sophie, Lucie und der Rath de Baar hielten allein die Entscheidung noch auf. Einsichtige aber glaubten, daß dieses nicht lange mehr daueren könnte.

Zweites Kapitel.

Der Heimfall der Lehen.

Seit den im vorigen Kapitel erzählten Begebenheiten war denn allgemach der Lenz ins Land gezogen, und diese wenigen Monate hatten Vieles zu Genevievens Nachtheil geändert. Der schmale Sonnenstreif eines warmen Maimorgens erhellte den einen Theil des kleinen, zur Fulda hinabführenden Kettengäßchens, welches vom Renthofe aus gewunden ansteigend, auf dem Altmarkt ausmündet. Nur an der einen Seite stehen beschattete Häuser, deren geschwärzte Thüren wie der geöffnete Mund eines nach frischer Luft schmachtenden Kranken, jetzt den belebenden Frühlingsoden in ihre feuchten Hinterhöfe einsogen.

An der den Häusern entgegengesetzten Seite steigt eine verwitterte Mauer auf; sie gehörte, wie die vor Alter blinden Zellenfenster noch zeigen, zum Unterbau eines Klosters, der grauen Brüder. Die Mönche vertrieb die Reformation aus ihrem abgeschiedenem Aufenthalt eines gemeinsamen Lebens; ihrer Kirche aber ließ die Zeit den

ursprünglichen Namen der Brüderkirche. Durch dieses, jetzt verschmähte Gäßchen, ging an jenem Maimorgen kurz vor der Mittagszeit ein stattlich gekleideter Herr, den wir vom Rücken sehen. Den Hut in der Hand und auf die breiten Spitzen seiner Schuhe tretend, suchte er die lichtblauen seidenen Strümpfe, damals ein bewundertes Eigenthum, vor jedem Schmutzfleck sorgsam zu bewahren. Die Kinder, welche ihre Maikäfer unter Absingung des Liedchens „Maikäfer flieg ꝛc.“ gegen die sonnige Mauer schnurren ließen, gaben, mit ihrem Spiel beschäftigt, kaum einen Augenblick auf den eiligst an ihnen vorbeischreitenden Herrn Acht, den wir jedoch an der einen hohen Schulter, wie an dem Schwung seiner Perücke, sogleich als den älteren Neuenstein erkennen.

„Ces fiefs ne tomberont à jamais en quenouille!“ Das hatte in der Neujahrsnacht eine bedeutende Person gesagt, und so war es auch gekommen.

Christoph Ernst kehrte soeben von der fürstlichen Lehnskanzlei zurück, wo er als Aeltester der Familie das Juramentum fidelitatis Vasallagium abgelegt hatte. In diesem ihm theuren Bewußtsein und die Urkunde in der Tasche tragend schritt er schmunzelnd und zu Haus des besten Empfanges versichert, die kothigen Stellen im Entrechat überspringend, weiter. Er brachte eine heiß erwünschte Nachricht für die beiden Frauen mit. Genevieve war jetzt ein ganz von der Gnade der Fürstin abhängiges Fräulein geworden.

Das war wohl ein hochfestlicher Tag heute im Neuensteinschen Hause! Denn während seiner Abwesenheit mußte unterdessen der erwartete Sohn des Hauses aus Rinteln angekommen sein. Wie sehr wird er sich dort verändert haben, dachte Onkel Christoph Ernst, der Karl lange nicht gesehen hatte und nun sich davon überzeugen konnte, denn der Neffe mit seiner elfjährigen Schwester Juliane an der Hand kam ihm bis zum Ende der Treppe entgegen, während die Erbküchenmeisterin auf die im Saal gedeckte, mit Grün verzierte Tafel, hinter welcher heute der große Silbertresor geöffnet stand, noch einen letzten Blick warf.

Dem ohngeachtet waren keine Gäste eingeladen. Man erachtete es für angemessener, sich in der ersten Freude keinen Zwang aufzulegen; denn sechstausend fünfhundert Thaler Einkünfte, eher mehr wie weniger, die müssen in einer Familie, die so sehr nach Besitz strebt, einen großen Jubel erregen.

Die Persönlichkeit Karl Adalberts ist für unsere Erzählung bedeutend genug, als daß wir nicht versuchen sollten, sein Bild in etwas mehr als allgemeinen Umrissen anzulegen. Das Gesicht war im Ganzen das der Mama, in den Augen aber lag noch, und darin war er ihr unähnlich, der Ausdruck einer bis jetzt in sich selbst ungewissen Seele, etwas jungenhaft Unbekümmertes, welches den Schluß zuließ, daß bei ihm der in der Familie erbliche, instinktive Blick für den eigenen Vortheil fehlen

könne, oder wenigstens sich noch nicht ausgebildet habe. Es war demnach darauf zu schwören, daß Fräulein Arsenie gegen solche Zeugnisse der Unreife nicht blind sein würde. Indeß wußte Karl noch nichts von ihr und dem ganzen Plane, der ihm erst, wenn es Zeit sein würde, mitgetheilt werden sollte; er hielt sich versichert, wieder nach Rinteln zurückkehren zu können, sobald seine wegen Uebernahme des ihm zugefallenen Lindenhofs erforderliche Anwesenheit zu Kassel nicht weiter nöthig sein sollte.

Mutter und Tante nickten sich beim Anblick Karls, der ihnen alles Männliche, was Neuenstein war und werden sollte, in seiner Person vergegenwärtigte, beifällig zu.

Der Onkel nahm an ihren Cajolerien weniger Theil; er sprach mit seinem Neffen von Geschäften, frug, welche Collegia er besucht und stellte zwischendurch ein Tentamen über seine kameralistischen und administrativen Kenntnisse an, die, wie er sagte, ein Besitzer großer Liegenschaften nicht entbehren könne.

„Laß uns doch heute nicht gleich von so ernsthaften Dingen reden, mon frère! sagte die Mama. Diesen Tag mag Karl sich ausruhen, und später wollen wir dann überlegen, wo er seine Besuche machen und wie er am füglichsten den gnädigsten Herrschaften vorgestellt werden kann."

Bei den Besuchen dachte sie an Arsenie Habäus, und die ihrem Sohne ausgesuchte Braut erschien ihr im Vergleich zu Karl Adalberts gesund und lebhaft colorirtem

Angesicht schon etwas verblaßter. Sie war nicht frei von einer gewissen Bangigkeit, welchen Eindruck die präsidentliche Nichte beim ersten Begegnen auf ihn machen und wie er die durch die Verhältnisse gebotene Verbindung mit Arsenie aufnehmen werde.

Um so vollkommener war dann aber nachmals die Freude der beiden Frauen, als Karl Adalbert sich über alle Erwartung fügsam erwieß. Es lag nicht in des Oheims Art, solche Bedenken zu hegen; er setzte keinen Zweifel darin, daß ein ächter Sohn des Hauses einem höheren gemeingültigen Zweck seine persönliche Neigung unterordnen würde, und darum schien es ihm, als könne es gar nicht anders sein, als daß bei der ersten Vorstellung im Hause des Präsidenten Alles so glatt und so zur gegenseitigen Zufriedenheit ablaufe.

Der Mama aber war doch ein gewichtiger Stein vom Herzen genommen, als sie die Frau von Kunowitz darauf aufmerksam machen konnte, wie angelegentlich ihr Sohn sich mit Fräulein Arsenie in einer Fenstervertiefung unterhielt, sodaß diese mit recht befriedigtem Ausdruck zur fürstlichen Hofmeisterin sagte:

„Sie werden mit mir einverstanden sein, meine liebe, liebe Neuenstein, daß wir den beiden jungen Seelen einige Zeit schenken, um sich kennen zu lernen? Mögen sie doch ihre Jugend noch ein wenig länger in Unschuld genießen! setzte sie süß redend hinzu. Nicht wahr, vor der Hand noch keine declarirte Verlobung? Nicht wahr, Gute, so

meinen Sie es auch? Es ist gleich alles Duftige eines so frisch aus sich selbst aufwachsenden schönen Herzensverhältnisses zerstört, sobald alle Welt uns dienstbeflissen mit Glückwünschen ins Haus fällt.“

Die Hofmeisterin, welche den dieser Rede zu Grund liegenden Sinn nur zu wohl begriff und der vor Allem daran gelegen war, durch Vermittelung des ersten Ministers für ihren Sohn eine Hofstelle zu erlangen, paßte ihre Antwort dem Augenblick an und entgegnete mit nicht minder süßem Tone:

„O, wie ganz und gar bin ich dieser Ansicht. Die liebliche Arsenie, sehe ich sie an, so denke ich, die Zeit einer jungen, ersten Liebe ist so bald entflohen, so rasch, daß uns dadurch die Pflicht erwächst, dem Brautpaare diesen Morgenhimmel hell und sorgenfrei zu erhalten. Gönnen wir dem holden Kind die kurze Frist vor der Ehe, ihre Mädchenfreuden zu genießen. Sie wird sich nach der Hochzeit dann doch aufs Land zurückziehen und den Lindenhof bewohnen müssen, denn Karl ist Nichts, er hat kein Amt, das ihn in der Nähe unserer Herrschaften halten könnte. Mag er dort an der Werra seinen Kohl bauen, wenn sie Beide nur glücklich sind.“

Vier Wochen später war der junge Neuenstein fürstlicher Kammerjunker.

Es ist der Jugend natürlich, oft sogar hülfreich, wenn sie Jemanden, dem sie ihre Sympathien zugewendet, sich zum Vorbild ausersieht. Für den weltunerfahrenen Sohn der

Hofmeisterin aber war es nur nachtheilig, daß er sich alsbald in die glänzende Erscheinung La Molières vergafft hatte. Nicht nur gab es den Leuten zu reden, daß er ihn in Kleidung und Manieren copirte, weit bedenklichere Folgen führte es für ihn und seine Familie herbei, wenn er sich dessen Ansichten und Gesinnungen, und zwar nicht immer in verständiger Weise aneignete.

Der scharf blickenden Arsenie entging der Grund nicht, weshalb Karls Besuche allmählig seltener wurden; sie errieth aus dem Ton seiner Unterhaltung schon, daß er sich mehr von der lauten und nicht immer mäßigen Gesellschaft der Gardeoffiziere, als von dem tête-à-tête bei ihr angezogen fühlte. Noch aber entschuldigte ihre Tante, die Präsidentin, den Kammerjunker und gab, wenn sie auch selbst nicht daran glaubte, vor, daß er darin nur einen ihm von der Mutter gegebenen Wink befolge.

„Denn, sagte sie, weder Karl noch die Hofmeisterin werden es wagen, ihr Wort zurückzunehmen. Gedulde Dich noch ein wenig, gutes Kind; bedenke, daß wir gegen die Welt, die Alles aufs übelste auszulegen liebt, Rücksichten zu nehmen haben, und wenn auch einige Zeit die Schicklichkeit geopfert werden muß, so soll Dir diese ein desto kürzerer Brautstand einbringen."

Fräulein von Habäus hatte sich ganz in die Pläne ihrer Tante, die sie erzogen, und von der sie abhängig war, ergeben. Sie sah, wie diese selbst in ihrer Verbindung mit dem Sohn der Hofmeisterin nur den noth-

wendigen Schritt, um zu einer gesicherten Stellung in der Gesellschaft zu gelangen. „Wenn eine solche äußerlich zufriedenstellend ist, so sind, hatte die Tante ihr gesagt, alle Erwartungen einer Demoiselle sans fortune erfüllt."

Das waren, die Ausnahmen abgerechnet, wenigstens in diesen Kreisen die Principien der Erziehung, welche unsere Ur= und Ur=Urgroßmütter bildeten. Eine Erziehung, die, indem sie alles eigenwillige Begehren bei einem jungen Mädchen von Stande ausrotteten, nichts in ihrem Herzen dulden wollte als die Religion der Kanzel und das stets gegenwärtige Bewußtsein ihrer Pflichten als Hausfrauen und Mütter.

Karl Adalbert war als Knabe nicht in einer gleichen Unterwerfung erzogen; darum mußte seine Sinnesänderung zur Ueberraschung beider Familien bald genug in ihrer ganzen Wahrheit an den Tag kommen.

Die Frau Hofmeisterin hatte eine mahnende Andeutung von Ihro Gnaden wohl genug verstanden und eröffnete nun ihrem Sohne, daß es jetzt zu einer förmlichen Bewerbung gerade Zeit sei. Sie wußte nicht, was sie zu hören bekam, als dieser die im Neuensteinschen Geschlecht bisher traditionelle Folgsamkeit gegen den Willen der Eltern so total verläugnete, daß er den Muth hatte, seiner Mutter mit einem runden Nein zu antworten.

Am nächsten Morgen schon kam eine Einladung vom Freiherrlich von Kunowitz'schen Ehepaare. Der war nun auf keine Weise auszuweichen. „Aber ich will, sprach

der Kammerjunker, da ich sehe, daß es die Absicht ist, mir durch Ueberraschung die Schlinge über den Hals zu werfen, mich bei dieser Fête so benehmen, daß man froh sein soll, mich los zu werden."

Daß er mit dem Lindenhofe belehnt und Kammerjunker geworden, war rein vergessen.

Die Stunde des Besuchs kam, und nach einem für alle Eingeladenen peinlichen, für die Mutter fürchterlichen Abend, ward der gefaßte Vorsatz mit so viel Glück von seiner Seite durchgeführt, daß der Bruch zwischen den beiden Familien ein für immer unheilbarer geworden war. Es ist, das muß hier bemerkt werden, nicht eigentlich Karls Absicht gewesen, den Präsidenten im eigenen Hause zu beleidigen; er wollte nur, indem er Arsenie vermied, die Erklärung eines Verlöbnisses verhindern, in welchem er nach dem Urtheil seiner neuen Freunde die Fessel einer von ihnen hochgepriesenen Freiheit erblickte. Er wollte, mit einem Wort, überhaupt so jung nicht heirathen, weder Fräulein von Habäus, noch sonst Jemanden. Doch dieser schöne Vorsatz stürzte zusammen, sobald er Genevieve inmitten einer Gruppe anderer Damen bemerkt hatte. Wer ist das? Eine auffallende Erscheinung! Wer kann das sein? Er eilte, um seine Mutter darüber zu befragen, und erhielt keine andere Antwort, als den von einem schrecklichen Zornblick begleiteten Vorwurf:

„Pfui Karl, Du bist berauscht!"

„Bin ichs? frug er, aber dann doch in anderer Weise, als Sie es meinen, Mama!“

Er war nun nicht klüger als zuvor, eilte aber von der Mutter weg in jenes zweite Zimmer, um in die Nähe Genevievens zu kommen. Wen er über ihren Namen befragte, zog sich, ohne Antwort zu geben, schweigend zurück. Der Kammerjunker stand bald, von Jedermann gemieden, allein. Er bemerkte, daß seine ihm noch unbekannte Schöne einmal nach ihm hinsah, daß die anderen Fräuleins dann kurz und eifrig zusammen flüsterten, und sich so um Genevieve herumstellten, daß er, als er noch die Dreistigkeit hatte, auf diese zuzugehen, beschämt wieder zurückkehren mußte.

Wer jetzt seine Gnaden den Herrn Präsidenten beobachtete, der, an einen Pfeiler gelehnt, mit gekreuzten Armen dem Allem mit eisiger Ruhe zuschaute, der mochte sich sagen, das Neuensteinsche Glück hat heute einen Stoß erlitten, der noch lange nachzittern wird, denn Freiherr von Kunowitz ist ein Mann, der bei sonst großen Verdiensten noch nie Jemanden die kleinste Respectwidrigkeit verziehen hat. Als die Versammlung weit vor der festgesetzten Stunde aufgehoben wurde, und Jeder draußen seine Brust wie von einer athembenehmenden Last frei fühlte, erhoben alle gleichzeitig bei sich die Frage, was werden von dem, was wir eben erlebt, die Folgen sein? was wird nun geschehen?

Karl aber begriff sich nicht, ihm war, als habe

er wie die Schlange die alte Haut abgelegt und einen neuen Menschen angezogen. Daß er seiner Mutter, die in tödtlicher Angst fort und fort unter eiskaltem Schweiß über seinen Eigensinn die Farbe gewechselt, getrotzt, die strenge Tante erbittert, den Oheim gereizt und sogar den alten Kanzler Vultejus sich zum Feinde gemacht hatte, von dem Allem hatte er nichts, gar nichts gemerkt.

Der Oberst Brostrop von Schört war der Einzige, welcher in seiner Zerstreuung sich nicht genau erinnerte, ob heute oder einen anderen Abend der Verspruch hatte sein sollen, ob das Fräulein oder ob der Kammerjunker im Unrecht sei. Ihm war nur der allgemeine Eindruck einer geringen Willfährigkeit von beiden Seiten geblieben, und so faßte er denn den älteren Neuenstein unter dem Arm und sagte zu ihm in dem Dialect seiner Muttersprache:

„Myn Heer met onwillige Honden is quad Hasen fangen!"

Als nun die Laquaien die Spieltische bei Seite zu räumen und die Kronleuchter auszulöschen begannen, zog sich der Minister in sein Arbeitszimmer, wohin ihm Gemahlin und Nichte folgten, zurück.

„Arsenie, mein Kind! sprach er dann, diese unter das Kinn fassend und ihr den Kopf so aufhebend, daß er ihr in die grauen Augen blickte. Ich begreife, was Du fühlen mußt! Doch sei überzeugt, man kann Dich nicht beleidigen, ohne auch mich und Deine Tante zugleich tief zu verletzen."

Arsenie aber, die ihren Pflegeeltern zu guter Nacht mit ergebener Zärtlichkeit die Hand küßte, hatte ihre eigenen Gedanken. Sie war gewiß, daß Karl Adalbert ihr Bräutigam nie werden könne. Mit dieser Ueberzeugung kehrte sie jeden Tag zu ihrem Nähtischchen am Fenster zurück. Es gingen manche Herren vom Hofe über den St. Martinsplatz, doch schien es, es sei keiner darunter, welcher ihr ein Glück, worauf sie hatte verzichten müssen, zu ersetzen vermochte.

Was nun ihren Ungetreuen betrifft, so hatte auch er keine gute Stunde mehr im Hause. Kein Zweifel, daß Karl bei einer von Anfang an richtigen Behandlung lenksam geblieben wäre, aber die sarkastische Ader seines verwachsenen Oheims, der, wie es ältere Herren an der Art haben, die Mißgriffe des Neffen bespöttelte, verdarb Alles.

Nach dem gestrigen Abend war es nun vollends nicht bei den Verwandten auszuhalten, und um ein für alle Mal dem Verdruß im Hause, so wie dem nicht minder verdrießlichen Gerede der Stadt zu entgehen, begab sich Karl für einige Zeit nach dem ihm zugefallenen Lindenhofe im Werragrund. Der Kammerjunker reiste ab, wahrhaft wie ein Verliebter, der mit dem Herz auch den Kopf verloren, das heißt, er sagte Niemanden wohin, und ohne zu beachten, was sein Dienst ihm an Verpflichtung auflegte.

So gewann es dann fast das Ansehen, als ob Amor sich mit dem neuen Jahre unseren nach moralischer

Symmetrie geregelten Hof zum Schauplatz seiner Launen ausersehen hätte. Denn während die Sylvesternacht das Liebesdrama der La Motte zur Peripetie führte, beginnt wenige Wochen später schon die Exposition eines neuen Zwischenspiels, in welchem Genevieven und dem Sohn der Hofmeisterin die Heldenrollen bestimmt sind.

Wenn es wahr ist, was man vom Geiste sagt: *spiritus flat, ubi vult!* so ist es nicht minder eine Erfahrung, daß die Liebe oft angeflogen kommt.

Nichts kann in dem Alter von zwanzig Jahren den Keim einer beginnenden Neigung schneller zur Entwickelung bringen, als das Leben in dem Einerlei einer idyllischen Ländlichkeit. Unabgezogen von zerstreuenden Gegenständen ist dann die Phantasie thätig, der Sehnsucht Traumbilder eines möglichen Glückes vorzugaukeln, welche der Erwählten endlich die unbestrittene Herrschaft über das Herz gewinnen.

Wundern wir uns daher nicht, wenn die drei Wochen, welche Karl Adalbert auf dem Lindenhofe zubrachte, bei ihm eine gleiche Wirkung hatten und allein die rasche Umwandlung seines Gemüthes erklären, die sich in seiner künftigen Handlungsweise ausspricht. Man muß ebenso jung, ebenso ernstlich verliebt und dazu in einer ähnlichen Lage sein, um die geheimnißvollen Reize einer Neigung zu begreifen, die noch ohne Zeichen von Gegenliebe blos durch eigene Kraft sich erhält.

Drittes Kapitel.

Ungesehene Thränen.

Unsere Erzählung hat sich zuletzt mit den Neuensteinschen Familienverhältnissen beschäftigt. Jetzt wollen wir, was darüber versäumt wurde, nachholen und die Landgräfin auf einem schweren Wege, nämlich ans Krankenbett der Fräulein La Motte begleiten; einen Weg, den sie, wie ihr ahnte, zum letzten Male ging. Das zehrende Fieber, welches in Folge nervöser Ueberreizung sich gleich in den ersten Tagen nach Neujahr bei Nymphe einstellte, hatte in den letzten Wochen furchtbar rasche Fortschritte gemacht, und die nach der Kurmethode der Zeit zu häufig ordinirten Aderlässe eine Schwäche herbeigeführt, welche keinen Zweifel zuließ, es gehe zu Ende. Sie hatte so einen unaussprechlichen Widerwillen, die Arme, gegen alle Medicamente; allein sowohl die Liebe der Fürstin als auch die Autorität des Leibarztes sahen ihr auch nicht ein Titelchen von dem einer Hofdame zukommenden Gehorsam nach.

„Ach, klagte sie, warum bin ich nicht ein armes Mädchen aus dem Volke, das man dem Gange der Natur überläßt; warum soll ich durchaus standesgemäß und nach der Etiquette sterben? — Habt nur Erbarmen mit mir, liebe Freundinnen, und schüttet diese Säfte, diese Pulver weg, die mir ein gräßliches Feuer durch die Adern jagen!“

Während Nymphe solche Bitten oft fruchtlos an ihre Pflegerinnen richtete, wurde sie von hundert Niedriggeborenen beneidet, welche die Wirksamkeit der Medicamente nur nach deren Kostspieligkeit bemessen. Die Bedürftigen halten stets die Reichen für die Glücklicheren und können nie glauben, wie wahr St. Evremonts Ausspruch ist: „Man weint mehr unter dem Thronhimmel als unter den Strohdächern der Hütten.“

Wenn feste und in sich selbst abgeschlossene Charaktere überhaupt nur selten aus sich heraustreten, so war das bei Hedwig Sophie, wie wir sie geschildert haben, nicht weniger der Fall. Auch sie verfiel in den allgemeinen Fehler und legte den Maßstab ihrer eignen Gefühls- und Denkungsweise bei Andern an. Nach der unumwundenen Erklärung, die ihr Palis de la Molière abgegeben, setzte sie voraus, Nymphe werde nun ihren Rath befolgen und eine Liebe aufgeben können, die von nun an gar kein Ziel vor sich hatte. Das würde Hedwig Sophie, das würde in ähnlicher Lage jeder über sich vermocht haben, dem die Liebe nur eine Verstandescombination als Eingang zur Ehe ist. Wer aber liebt, nicht weil er will,

sondern weil er muß, der wird auf solch guten Rath wie Nymphe antworten:

„Kann ich dem Herzen gebieten still zu stehen, dem Blut zu stocken, oder zum Leibe sagen, sei gesund! Ach, wir sind nicht, wie wir sein möchten, wohl aber wie wir sein müssen um des Ganzen willen. Mir ist die Liebe wie das Leben selbst als ein aufgedrungenes Geschenk zu Theil geworden. Ob annehmen? Ob ablehnen? Man hat mich nicht zuvor darüber befragt! Aber so lange das Eine besteht, so lange dauert auch das Andere. Beide können nur gemeinsam zu Grunde gehen, und dazu wird es bald kommen!"

Die Fürstin mußte, als sie diese Antwort vernahm, sich abwenden, sie konnte Nymphens Augen nicht länger ansehen, deren Blicke einen beinah nicht mehr natürlichen und darum unheimlichen Glanz angenommen hatten. Hierher, in dieses wesentlichste ihrer Organe, schien sich die vom Leib schon halb und halb abgelöste Seele zurückzuziehen und wie ein tapfrer Befehlshaber, — wenn die Stadt bereits genommen, — seine letzten Kräfte noch zum letzten Kampf zu sammeln.

Die gute, weiche Miß Gybson war zitternd und weinend in einen Stuhl gesunken, und, wer sonst zugegen war, bis ins Innerste erschüttert. Hedwig, die sich ihrer einer Fürstin unwürdigen Schwäche schämte, that sich Gewalt an; der Sterbenden Hand suchend und dann sie gegen ihre Brust drückend sprach sie:

„So lange ich lebe, liebe und geliebte, unglückliche, arme Nymphe, wirst Du an mir die gütigste Freundin, die treueste nie Dir versagende Stütze haben! Ermanne Dich, Du traurige Seele; fasse alle Deinen Lebensmuth zusammen! flehe zu Deinem und unser aller Erlöser; im Gebet allein ist Hülfe, und damit wir ihm die rechte Kraft und Weihe geben, so rufe man eiligst unsern gottgelahrten Stöckenius."

Die La Motte machte hier eine heftig abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Ach! seufzte sie, so will man mich denn auch noch unter die Hände des geistlichen Arztes geben, nachdem der leibliche seine quälende Kunst umsonst an mir versucht. Was soll mir dieser Mann und zu dieser Stunde? Er wird mich nicht verstehen, ich nicht ihn! Seine Sprache auch wird mich nicht mehr erreichen; ich bin schon zu weit von hier; ich bin ja dem Ewigen weit näher als er selbst."

Geben wir nicht dem Leser, als ob es die Aufgabe sei, nur Trauriges zu schildern, ein Bild von den letzten Augenblicken einer Sterbenden, sagen wir, daß ihr Ende sanft und unter dem Beistand des Oberhofpredigers ein so christliches war, als man es an diesem streng protestantischen Hofe nur wünschen konnte.

Fräulein La Motte wurde auf der Landgräfin Befehl Nachts bei Fackeln aus dem Schloß, unter Zuströmen einer unübersehbaren Menschenmenge, begraben. Ihr Sarg war

mit Blumen, Bändern und Kränzen, die von allen Seiten anlangten, so bedeckt, daß man diese letzten Liebeszeichen bis zum Saume des niederwallenden Bahrtuches hatte anheften müssen. Es hatte lange Zeit kein Begräbniß so viel Aufsehen gemacht, noch so viel nachher zu sprechen gegeben. Als die nickenden Köpfe der schwarzbehangenen Pferde unter dem Hauptportale erschienen, konnte die Landgräfin, welche ihre Thränen mit dem nachwinkenden Tuche trocknete, oben im Fenster das Schluchzen und Weinen der Mädchen und Frauen vernehmen, in welches sich hin und wieder Verwünschungen gegen den Stallmeister mischten, nach dem viele Augen, wiewohl vergeblich, suchten. Neben Lucien und anderen Damen stand der Erbprinz mit seinen jüngern Brüdern, welche die La Motte, wie fast jedermann am Hofe, so sehr geliebt hatten.

Und Genevieve? — Wir werden bald von ihr sprechen. Es war ein wahrhaft monströser Einfall Karls, sich in die zu verlieben, welche alle seine Angehörigen haßten, weil sie bisher ihren höchsten Interessen im Wege stand. Einer solchen Caprice mußte von Seiten der Familie ernstlich begegnet werden.

Doch zu frisch waren noch bei Hedwig die Gefühle der Trauer um die La Motte, als daß man mit Erfolg eine neu ausgedachte Maschinerie hätte in Bewegung setzen können. Auch Karl, der unverabschiedet weggegangen, beharrte noch in seinem Trotze. Dabei durfte es auf keinen Fall bleiben. Man entschied sich nach wiederholten

Berathungen, den gelinderen wenn auch langsamern Weg zum Ziel einzuschlagen und Genevieve, nachdem sie des väterlichen Erbes beraubt war, nun auch um ihre Stelle am Kasseler Hofe zu bringen. Der Durchführung standen bei dem Schutz, welchen Lucie Meysenbug ihrer Freundin gewährte, zwar erhebliche Schwierigkeiten im Wege, aber es blieb, da Mama Neuenstein den Sohn durchaus nicht von sich lassen wollte, doch nichts Anderes übrig. Auch würde sich der Kammerjunker in seiner Lage schwerlich zu einer längeren Trennung von der ihm nun nicht mehr unbekannten Angebeteten haben bewegen lassen.

Benutzen wir denn diese Zeit einer zwiefachen Erwartung, um La Molière zu folgen, der bald nach der Rückkehr von einer Dienstreise, sich Abends, gehüllt in einen mauergrauen Mantel und den Degen unter dem Arm, am Stadtthore einfand. Dort sagte er dem Offizier, daß er ihn nicht hindern möge, einem Mädchen seinen Besuch zu machen. Und er sagte keine Unwahrheit. Der Weg, welchen er einschlug, war genau derselbe, den ein Jahr früher Calenberg und dessen Freunde nahmen. Diesesmal wartete seiner nicht der Todtengräber an der kleinen Einlaßpforte, an deren Statt Molière eine hohe Mauer vor sich sah, die ihn jedoch nicht aufhielt. Wenige Augenblicke und bei seiner Behendigkeit betrat er schon den gehöhlten Boden des Kirchhofs. Der Mond hatte seine jungen Silberhörner aufgesetzt, und im Glanze des himmlischen Diadems erkannte er von Weitem die Zitterpappel, neben der man

Fräulein de la Motte ihre Ruhestätte angewiesen hatte. Stumm betrachtete Molière dieselbe Scenerie, die Oberndorf, nur zu anderer Jahreszeit wie unter anderen Empfindungen, gesehen. Er, der sich sein Lebenlang nicht mit der Frage nach einer übersinnlichen Welt befaßt und keine andere Furcht als die des Verlusts der Ehre kannte, empfand hier doch einen leisen Schauer, ein Etwas, das ihm innerlich sagte, er betrete jetzt die Grenze jenes dunklen Gebietes, auf dem jedes menschliche Wissen sich selbst aufgibt, und nur der Glaube unser Führer werden kann.

Noch einige Schritte weiter und er stand vor dem mit einer Fülle von Blumen und verwelkten Kränzen bedeckten Grab des liebenden Mädchens. Hier hielt er an, lange den Blick unbeweglich auf den Boden gerichtet. Seine Brust arbeitete gewaltig, seine Gesichtsmuskeln widerstrebten dem ungewohnten Zuge, welcher das Weinen einleitet. Aber er war allein. Länger hielt er die Thränen nicht zurück, welche reichlicher flossen, immer wärmer sich fühlten, in dem Maße seine Vorstellung sich die Leiden eines Wesens vergegenwärtigten, das glücklich und ruhig hätte leben können, wäre dessen Seele nicht mit unerklärlicher Natursympathie — wie das Eisen zum Magnet — zu einem Manne hingezogen worden, dem es jetzt ein eben so großes Räthsel blieb, was ihn abgehalten, eine so seltene Liebe zu erkennen.

Molière war nicht der Mann, welcher etwa hier durch sinnliche Erscheinungen eine Kundgebung der Geisterwelt

erwartet hätte. Und doch schwebte etwas Besonderes um diese Stelle, Etwas, das ihn festhielt, das vorhanden sein mußte, da er es innerlich nur zu mächtig empfand. Er suchte auch nach keiner Erklärung, er gab sich ganz der auf ihn wirkenden Gewalt hin.

Nicht der Leib, durch den wir sterbliche Wesen geworden sind, wohl aber Das kann mit uns verkehren, wodurch wir an der Unsterblichkeit Theil haben. Auf derselben Himmelsleiter, auf welcher der Menschengeist aus dem Unbekannten, aus der Urheimath alles Geistigen herab in diese Welt der Körper stieg, muß er auch mit der Hülfe guter Seelen in sein Vaterland wieder aufsteigen können. Sind es auch nur die ersten Sprossen, welche ein kurz zuvor noch stoffbelastetes Wesen zu erklimmen vermag, so hindert doch jene freieren Geister nichts, sich dem Menschen als Geburtshelfer guter Gedanken und besserer Entschließungen zu nahen. „Wenn es eine Wahrheit hat, daß die Seele da sein kann, wo sie liebt, und herbeigerufen werden, wo sie Gegenliebe findet, o, dann nimm jetzt, Verklärte, von mir das Opfer heißester Gefühle an, die ich so bitter bereue, Dir in leiblicher Gestalt versagt zu haben."

Das war, wenn auch nicht den Worten, doch dem Sinn nach die Apostrophe, welche der einst so hochmüthige Mann aus gebrochnem Herzen an die verschmähte Geliebte richtete.

La Molière blieb und blieb lange am Grabe. Stets heftiger bewegt, flutheten zuletzt seine Thränen, rang er

die Hände in Abscheu gegen sich selbst, Herz und Leben, nun es zu spät war, dem Wesen anbietend, an dem er sich so hoch versündigt hatte. Wie erschien ihm jetzt ein Glück so begehrenswerth, das er im Irrthum über sich selbst einst kalt von sich gewiesen hatte.

„Wie konnte ich denken, rief er endlich vor dem Hügel auf die Kniee fallend aus, wie es glauben, liebe, liebste nun mir auf immer unvergeßliche Nymphe, daß ich Dir so theuer war? wie so bethört sein, in Deiner Hingebung nur die bei andern Frauen gewöhnlichen Beweggründe des Interesses zu erblicken. Ja, der Mensch würde gerechter handeln, wenn ihm ein Blick in die Folgen seiner Thaten gestattet wäre. Verzeihe Nymphe, vergib dem, der sich selbst nicht vergeben kann!“

Wenn bei einem so festen und entschlossenen Manne die Gewalt innerer Bewegung einmal die harte Rinde des Herzens durchbricht, dann geschieht das nicht ohne auch äußerlich eine Veränderung zurückzulassen. Die Reue, welche Palis empfand, war düster, aber sie war ächt und für einige Zeit wenigstens nachhaltig. Auch er hatte hier seine Geistererscheinung gehabt, nicht eine sichtbare, nicht eine in gespenstiger Schreckgestalt, nein eine höhere, die, welche in die Finsterniß der Seele ihr reineres Licht wirft. Als er sich noch einmal die brennende Stirn mit den Händen preßte, da stand in hellster Klarheit das belebte Bild jener lieblichen Scene des Schauspiels vor seinen Augen, wo er als Schäfer Celadon seiner Astrée zu Füßen,

ihren funkelnden Sternenblick seligen Genügens auf sich herab zog.

Sterben ist Wiederwerden; und wenn Verstorbene auch nur unsere Vorstellungskraft brauchten, um sich zu offenbaren, wären sie darum weniger eine Erscheinung? Der Geist in erhöhtem Zustande faßt die Wirkungen aller Sinne momentan in Eins zusammen, und so meinte jetzt Molière von einer klangvollen Stimme die ihm unvergeßlichen Worte zu vernehmen:

Mais si l'esperance est eteinte,
Pourquoi, désir t'efforces-tu
De faire une plus grande atteinte?
C'est que tu nais de la vertu.

Und war nun nicht auch seine Hoffnung für immer aufgegeben? Ein Anderer, als er gekommen, trat der Kapitän den Rückweg an; dem Bewußtsein einer nie zu verbüßenden Schuld hatte er das Opfer ungesehener Thränen gebracht.

Etwa um dieselbe Stunde, in welcher La Molière mit dem beugenden Gefühl, das unwiederbringliche Verluste begleitet, heimwärts eilte, langte ein anderer Verliebter in durchaus entgegengesetzter Stimmung in Kassel an, unser Kammerjunker Karl Adalbert. Der sich selbst auferlegten Verbannung müde, hatte er in der ländlichen Muße den Entschluß gefaßt, sich um Genevievens Hand zu bewerben; er hatte sich gesagt:

„Bis zu meiner Mündigkeit bedarf es ungefähr so

viel Zeit, als die Gewohnheit der guten Gesellschaft einem Brautpaare zur Vorbereitung der Hochzeit zugesteht. Sodann bin ich jetzt der Besitzer derjenigen Gutshälfte, auf welche Fräulein von Feuerpfeil Erbansprüche begründete. Die Welt wird es nur edel von mir finden, wenigstens es billigen, wenn ich ihr auf diese Weise wieder zuwende, was ihr das Recht oder das Unrecht — ich weiß es nicht — entzog. Endlich sagen mir meine Erkundigungen, daß ihr Herz noch nicht durch frühere Bande gebunden ist. Ich hoffe, Genevievens Vormund, zu dem ich mich, sobald es nur die Stunde erlaubt, begeben will, wird mich mit meinen Eröffnungen nicht ungünstig aufnehmen, besonders wenn ich erbötig bin, ihm die Disposition über ein Kapital zu überlassen, das ausreicht, um den Prozeß, welchen meine Braut mit ihrer Tante zu Paris führt, mit besserem Erfolg als bisher zu betreiben.

Gedanken der Art waren es, welche Karl — neben dem Vorsatz, sich bei seiner Mutter nicht eher sehen zu lassen, als bis er Herrn Rath de Baar gesprochen — in das nicht allzu reinliche Bette einer an der Leipziger Straße gelegenen Fuhrmannsherberge begleiteten. Nach der Thorsperre angekommen, hatte er hier ein Unterkommen suchen müssen, und den sonst so verwöhnten jungen Herrn würde in einer anderen Stimmung als der gegenwärtigen ein so schlechtes Nachtlager sehr verdrießlich gemacht haben.

Der Morgen kam, und der Zufall wollte, daß er statt des Rathes, der heute früh ausgegangen war, seine Braut,

wie er Genevieve genannt, im Zimmer bei Madame de Baar traf. Hatte Karl Adalbert die von ihm ihres Erbes beraubte Tochter aus einer angefeindeten Familie schon beim ersten Anblick, wo er sie in vollem Putze gesehen, so unaussprechlich anziehend gefunden, so fühlte er sich jetzt, wo ihre Reize durch nichts als einen einfach weißen Morgenanzug gehoben wurden, wie bezaubert. Allein wie bei allen Feen war dieser Zauber mit etwas Bösem, das man fürchtet, gemischt. Er begriff das sogleich, als Genevieve ihn mit halber Erhebung begrüßte, und mehr noch sagte ihm die erstaunte Mine der Räthin, wie unerwartet hier seine Erscheinung war. Eine plötzliche Beklommenheit raubte Karl die Sprache, sein Gewissen machte ihm Vorwürfe, und ein kurzer, aber ausdrucksvoller, vielsagender Blick des Fräuleins lies die Deutung zu: ich begreife wohl deine Verlegenheit.

In diesem Moment stummer Beredsamkeit war Genevieve erhaben, der Abstand bis zu ihr, weiter als bis zu einer Kaiserin geworden, ihr gerechtes Selbstgefühl setzte eine unsichtbare, aber auch unübersteigliche Mauer zwischen sie und ihn. Die Träume aus seiner Oberlennthaler Einsamkeit entschwanden vor seinen Augen als lächerliche Zerrbilder. Endlich drängte doch die Nothwendigkeit Etwas zu sagen, zu sehr, und so sprach er mit einer Verbeugung gegen Doris sich wendend:

„Ich hoffte, Ihren Herrn Gemahl zuvor zu sprechen.“

„Sie sehen, unterbrach Dorothee seine Anrede, daß er

sich länger erwarten läßt, als ich glaubte. Wäre es Ihnen nicht gefällig, Herr von Neuenstein, an einem anderen Tage wiederzukommen?"

Karl Neuenstein nahm sich mit aller Kraft zusammen, er fühlte, daß, würde er jetzt der Verlegenheit nicht Herr werden, dann der Augenblick zu einer Erklärung nicht sobald wiederkehren könne und für ihn immer schwieriger werden müßte. Was geschehen sollte, mußte jetzt geschehen. Er begann daher mit Anfangs unsicherer Stimme sich zu Genevieve wendend:

„Gestatten Sie, mein Fräulein, daß ich bei einer Aufregung, wie ich sie im Leben noch nie empfand, mich anklage, Eigenthümer eines Besitzes geworden zu sein, worauf Ihr Erbrecht Ihnen Ansprüche gibt. Bedenke ich, daß diese kränkenden Erinnerungen durch meine Gegenwart geweckt werden, so ist das für mich ein so großes Unglück, daß ich mich jenes Gewinnes nie erfreuen werde."

Hier ward er gezwungen, Athem zu schöpfen, wobei die Räthin ihre vor Staunen weit geöffneten Augen auf dem Kammerjunker weilen ließ.

„Die Verhältnisse, fuhr Karl Adalbert fort, haben mich wider mein Wollen auf die Seite Ihrer Gegner gestellt! Diese Situation beängstigt mich; ja, sie entzweit mich mit mir selbst. Seit dem ersten Augenblick, wo ich Sie, mein Fräulein, zu sehen das Glück hatte, ist es der heißeste Wunsch meiner Seele, Sie den Kummer über solchen Raub vergessen zu machen."

„Genug, mein Herr! sagte Genevieve, sich erhebend; ich danke Ihnen für Ihre gütigen, wenn auch nun zu spät ausgesprochenen Gesinnungen, ohne die Beweggründe einer so unerwarteten Sinnesänderung ergründen zu wollen, mit der Ihre Angehörigen sicher nicht übereinstimmen werden. Folgen sie daher meinem Rath und meiden wir uns künftig soviel als möglich!"

Als Genevieve nach ihrer Antwort aufgestanden war und die Thür hinter sich hatte, brach Madame de Baar los:

„Heiland der Welt! was bewegt Sie zu einer solchen Anrede, Herr Kammerjunker? Träumen Sie? Was um die Welt soll man von Ihnen denken?"

„Sie sollen denken, daß es mein Wunsch ist, die Wahrheit einzugestehen!" erwiderte Karl mit weithin hörbarem Seufzen.

„Welche Wahrheit? Kennt man nicht hinlänglich die Gesinnungen Ihrer ganzen Familie?"

„Ach, sagte er, indem er die Hände der Räthin an sich zog und zu küssen suchte: ach, möchten Sie die meinigen kennen lernen! Dann weiß ich, es würde in Ihrem Herzen eine Stimme für mich sprechen. Lassen Sie mich, großmüthige Freundin, nicht ohne den schwach glimmenden Funken von Hoffnung von hier scheiden, in Ihnen bei Fräulein Genevieve wie bei Ihrem Herrn Gemahl eine gütige Fürsprecherin gefunden zu haben."

„Mein Herr! man müßte blind sein, um nicht zu

sehen, worauf das Alles hinausläuft. Ich soll Ihre Fürsprecherin sein in einer Angelegenheit, die meinem armen Kinde nur neue Leiden bringen, die Sie selbst mit Ihrer Mutter gänzlich entzweien würde. O, erwarten Sie nie, Herr von Neuenstein, daß ich dazu meine Hand biete. Glauben Sie, es sei Ihr Unbestand gegen die Nichte des Herrn Präsidenten schon vergessen? O, gehen Sie! gehen Sie, wollen Sie mir etwas weiß machen?" sprach Dorothee, die an der Einleitung zu einem neuen Roman schon ein Interesse zu nehmen begann.

„Ach, sagte Karl, beschämt mit dem Federhut das Gesicht deckend,' es ist über mich gekommen, ich weiß nicht woher, ich weiß nicht weshalb, und Gott wird wissen, wohin diese Liebe mich noch führen wird, wenn auch Sie, Madame, mich von sich stoßen."

„Ich glaube gar, Sie weinen, Herr von Neuenstein? sagte die Räthin, mit einem gemischten Gefühl von Theilnahme und Genugthuung, daß nun der eigene Sohn sie und ihr Pflegekind an seiner Mutter rächte. Leben Sie wohl, mein Herr! ich bedauere, daß ich nicht länger die Ehre haben kann."

Karl eilte in Bestürzung fort, um auch seinerseits, zu Hause angelangt, ungesehene Thränen zu vergießen.

Viertes Kapitel.

Die Gesandtschaftsreise.

Bevor wir zu dem Gegenstand übergehen, welchen das gegenwärtige Kapitel andeutet, müssen wir eine Unterredung zwischen Prinzeß Elisabeth von der Pfalz und ihrem Cavalier mit anhören, weil diese auf den Charakter einiger Personen ein helleres Licht wirft.

„Ich spreche mich offen gegen Sie aus, sagte diese Fürstin. Die Landgräfin hat, wenn auch in der besten Absicht, doch das Ende der von uns tief betrauerten La Motte nur rascher herbeigeführt. Wie konnte sie wähnen, durch gewaltsames Entreißen einer letzten Hoffnung ein Leben zu erhalten, das ja einzig nur noch an dieser Hoffnung hing? wie durch ein verkehrtes Mittel eine Krankheit heilen wollen, deren Ursache sie so wenig kannte wie wir alle? La speranza e l'ultimo ben' che si perde! Dabei fällt mir Geneviève ein, die der Seligen so hochherzig, so treu, so über alles Lob erhaben bis zur Todesstunde beigestanden und dennoch von Dero Liebden

verkannt wird. Ich habe sie früher wenig beachtet, nun aber ist mir dieses wunderbare Kind werth und lieb geworden. Verflochten in das Geschick ihrer Freundin, von der ich jetzt reden will, gibt mir gleichwohl das der guten Nymphe noch viel mehr zu denken. Der Mensch nach seiner geistigen und ewigen Bedeutung darf auf die Schönheit der Gestalt nicht den Werth legen, wie die arme La Motte es gethan!"

„Sehr wahr, Ew. Hoheit, wenn es so wäre."

„Und ist es anders?"

„Vielleicht, wer weiß es! Kann sie nicht eine ganz ideale Natur gewesen sein, die im Schauen des Schönen eine Ausgleichung für ihre Bedürftigkeit suchte; etwa wie die Penia beim Poros im Symposion des Plato."

„Noch weiß ich nicht, was Sie meinen. Soll Molière, der doch kaum mehr als ein hübscher und muthiger Mann und noch dazu Sterblicher ist, Poros sein? Sie, Oberndorf, flüchten zu Plato, wenn ich Sie um ihre eigene Meinung frage. Mit Platos Ideen zu spielen, ist, ich gebe es zu, ein erhabenes Spiel, aber in unsere Zeit, in unser Volk gehören sie nicht unbedingt. Der La Motte lag ein anderer, sicherer Weg zum Heile offen, warum betrat sie ihn nicht; warum ergab sie sich allein der vergänglichen Schönheit?" sagte die Prinzeß.

„Ob das so durchaus der Fall war, kann ich nicht entscheiden; doch schien ihre Leidenschaft mir wenigstens keine alltägliche, und das läßt schließen, die Seele, ganz

davon gefesselt, habe, die höhere aber unsichtbare Schönheit suchend, dann aber doch von der sichtbaren überrascht und gefesselt, statt der Juno die Wolke, statt des ersten Eros den zweiten, statt des Urbildes das Nachbild geliebt. Das kann ein Irrthum genannt werden, aber es ist verzeihlich, selbst tragisch; denn Nymphe brachte, was wir alle schonen, ihr Leben freudig und ohne Zagen diesem Irrthum zum Opfer."

„Oberndorf, drohte die Prinzeß, das scheint mir eine sehr gewundene Auslegung für eine so gerade Sache, und mit Schrecken sehe ich, Sie werden mit jedem Tage mythologischer. Doch dadurch stehen Sie nicht eben in Gefahr, einer Königin zu mißfallen, an die ich Ihnen einen Auftrag geben will. Christine von Schweden wird mit einem Theile ihres Gefolges den 6. Juni auf ihrer Reise nach Stockholm in Hamburg eintreffen. Es ist die Absicht Sr. F. D. des Herrn Landgrafen, Ihre Majestät durch einen Abgesandten becomplimentiren zu lassen, und ich wünsche, um von meiner Seite ein Gleiches zu thun, daß Sie, Monsieur d'Oberndorf, sich dieser Ambassade anschließen."

„Da ich mich nicht unterstehen werde, noch einmal Plato zu Hülfe zu rufen, so dürfen Ew. Hoheit nur über mich befehlen!" sagte Oberndorf scherzend.

„Ganz gut; haben Sie also die Artigkeit, Sich sogleich zum Herrn von Meysenbug, dem Oberkämmerer, zu begeben, er wird Ihnen sagen, ob und was von des

Herrn Landgrafen F. D. in dieser Angelegenheit näher bestimmt ist."

Auch wer keine besondere Audienz zu haben begehrte, sondern sich dem Hof nur sonst nahe halten wollte, konnte um die Stunde vor der Tafel in den Vorzimmern des Schlosses verweilen. Das war noch eine Erinnerung an das Feudalverhältniß des Landadels. Unter Wilhelm, der ein leutseliger Fürst war, erhielt sich dieses in vieler Hinsicht löbliche Herkommen, und Oberndorf, der voraussetzen durfte, den Oberkämmerer am sichersten im Vorzimmer zu erfragen, begab sich unverweilt dorthin.

Hier mischte er sich unter die heute besonders zahlreich zur Aufwartung Anwesenden, und konnte die für ihn nicht neue Bemerkung machen, wie die verbreitete Nachricht von einer beabsichtigten Mission an die berühmte schwedische Königin das Interesse der verschiedensten Personen in Bewegung gebracht hatte.

Von solchen, welche für sich selbst keine Ansprüche auf diese Sendung machten, wurde die Frage, wen wohl der Landgraf ernennen würde, mit Offenheit, unter erheblichen Meinungsverschiedenheiten und wie das so geht, theils ernsthaft, theils halb mit Nachlässigkeit debattirt.

In der Gruppe, welcher Oberndorf zunächst stand, war es dann wieder der alte Capitän Winter von Plausdorf, der von seinen Bekannten geneckt wurde, da man ihm abgemerkt, er erwarte, es werde dieser ehrenvolle Auftrag wohl Niemanden anders, als einem der beiden

Neuensteins übertragen werden. Er ließ sich nicht irre machen, sondern behielt den Blick fix auf die Thür gerichtet, welche in des Herrn Landgrafen Appartements führte. Nach und nach waren mehrere Herrn, zuletzt auch noch der Rath de Baar hereingerufen worden. Der Oberkämmerer und der Geheimerathpräsident befanden sich beim Landgrafen, wie auch der Hofmarschall von Hof, welcher ab- und zuging und daher wohl wissen konnte, welche Persönlichkeiten für die Mission in Betracht gezogen worden waren.

Nach einem Wink, den der Jägermeister von Spiegel dem in den Scherz eingehenden Hofmarschall gab, frug er laut: „Hat sichs denn noch nicht entschieden, wer für die Gesandtschaft ernannt ist?"

„Ihr seid ja gewaltig eilig hier, Ihr Herren! gab dieser zur Antwort. Doch so viel habe ich bis jetzt erfahren, es wird ein gewisser Herr von einflußreicher Seite unterstützt. Wäre nicht der Kammerjunker von Neuenstein so ohne alle Schicklichkeit, wie ohne Erlaubniß vom Hof weggelaufen, wofür er auch einen tüchtigen Riffel bekommen, ich glaube, es würde nicht schwer gehalten haben, ihn für die Sendung in Vorschlag zu bringen."

Das glänzend rothe Gesicht Winters verzog sich zu jener an ihm gewohnten Freundlichkeit, von der es unbestimmt blieb, ob sie dem Heraklit oder Demokrit geweiht sei. Herr von Stepprod, hinter ihm stehend, flüsterte ihm zu:

„Potz Velten, Winter! Ihr hättet doch für Euren Neffen auch ein Wort bei Sr. F. D. einlegen können!"

„Und wißt Ihr denn, ob es nicht geschehen ist."

„Nun, sagte der Jägermeister, die Gesandtschaft wird doch nicht aus einer einzigen Person bestehen; wer geht denn sonst wohl noch mit?"

Jetzt öffnete sich die große Thür, und der Rath de Baar, entlassen wie es schien, schritt eilig, nach allen Seiten grüßend, durch das Gemach.

„Einer abgefertigt, Winter!" sagte der Jägermeister.

Darauf kamen Se. Gnaden, der Herr Präsident, endlich der Oberkämmerer; die Conferenz war zu Ende.

„Herr Jägermeister von Spiegel sind befohlen!" meldete der erste Kammerdiener.

„Spiegel! Spiegel! rief der Capitän, wenn Ihr was für Karl Adalbert thun könnt, vergeßt Ihn nicht, rieber!"

Der Jägermeister verschwand und wenige Augenblicke später wußte man, daß Se. F. D. seinen Rath von Haus aus und Doctor beider Rechte, Herrn Ernst de Baar, mit diesem höchsten Auftrage betraut, auch seinen Gardecapitän und Stallmeister, Monsieur Palis de la Molière, zur Begleitung als Gesandtschaftscavalier gnädigst ernannt habe. Oberndorf hatte diesen Moment wahrgenommen, um seinen Auftrag dem Oberkämmerer auszurichten, der sich deshalb sogleich zum Landgrafen zurückbegab.

Unterdessen begannen die Scherze von Neuem, denn der alte Winter ging entrüstet hin und her.

„Ich glaubte gewiß, brummte er, meinen Karl, rieber, würden Se. F. D. begnadigen, weil der Junge Talent zum Gesandten hat, und dahin."

„Ja, zum Gucuck, Capitän, nahte sich ihm der Hofmarschall, warum sagtet Ihr denn das nicht früher? Wie kann denn Se. D. wissen, daß der Kammerjunker sich zum Gesandten an eine Königin eignet, die, wie Euch wohl bekannt sein wird, nur im besten ciceronianischen Latein anzureden ist."

„Wollt Ihr Faxen machen, Herr Hofmarschall, macht sie nicht mit mir, ich bitte!"

„Das ist gar nicht der Fall, und hättet Ihr selbst die Rede ausgearbeitet, welche der Rath eben vorgelegt hat, so bezweifele ich nicht, Ihr wäret jetzt an seiner Stelle nach Hamburg zu Christinen gegangen. Aber Ihr würdet Euch haben Mühe geben müssen, alter Freund, denn die Anrede ist pompös. Die Herren mögen selbst nach dem Anfang urtheilen. O Reginam in Seculi ornamentum natam, quae lassatos . . . negotiis spiritus — nun, wie heißt es doch weiter — non vanarum cupidinum laxamentis . . ."

Der Hofmarschall war eine Person, die man schonen mußte; gleichwohl kreuzte sich Winters Schielblick, furchtbar aufgebracht, über die Nase, indem er rief:

„Genug, ich rieche die Rede schon!" Dann ging er in der Absicht, sich beim Landgrafen zu beschweren, weiten Schrittes auf die Thür so stürmisch zu, daß er Wilhelm im Heraustreten nahezu umgerannt hätte. Der

aber mochte wohl durch den Jägermeister von Spiegel über den Scherz unterrichtet sein, da er frug:

„Weshalb denn so eilig, mein lieber Capitän?"

„Ew. F. D. halten mir zu Gnaden, ich muß mich beschweren . . . ."

„Vielleicht, daß ich Euch nicht zur Bewillkommnung Ihrer Majestät der Königin schicke; aber wir selbst bedürfen Eurer zu sehr, also seid zufrieden! sagte Wilhelm, ihm freundlich auf die Schulter klopfend, und nun geht hin."

Man sah den Landgrafen dann auf Oberndorf zugehen, den der Oberkämmerer präsentirte und mit dem er einige Zeit sprach, dann fiel in der Audienz, die bald ein Ende hatte, nichts Erzählenswerthes mehr vor.

* * *

Da Madame de Baar gar keine Bemerkung über die Verspätung der Mittagszeit machte, vielmehr ihrem Manne gleich beim Eintreten ins Zimmer die Wange zum Kuß hinhielt, so nahm der Rath das für eine Anzeige, er werde in Kürze irgend eine Bitte, irgend einen Vorschlag zu hören bekommen, für deren Gewährung er durch Kuß und freundlichen Empfang in Voraus gefangen genommen werden sollte, denn von seinem ehrenvollen Auftrage konnte Dorothee unmöglich schon etwas wissen.

Wir übergehen nun, um den Leser nicht mit Wiederholungen zu ermüden, die Eröffnung, welche die Räthin ihrem Gemahl hinsichtlich Karls Besuch, sowie ihrer

Absicht machte, ihn für Genevieve als Bräutigam vorzuschlagen.

„Versprechen Sie mir, liebster Erneste, schloß sie ihre Rede, hier in meine Hand versprechen Sie es mir, nicht entgegen zu sein, wenn mein Mäuschen Ja sagt."

„Eine solche Thorheit werde ich nicht begehen", sprach der Rath, indem er ein finsteres Gesicht machte.

„Wenn Sie mich beleidigen, sagte Dorothee, die gleich roth bis unter die Augen war, so werden Sie sehen, daß ich augenblicklich den Tisch verlasse."

Wir erlebten schon einmal zwischen unserem Ehepaare einen kleinen häuslichen Streit und können den gegenwärtigen in der Erzählung um so mehr abkürzen, als er dieses Mal nicht durch Wort und Rede, sondern durch ein dazwischen tretendes Ereigniß anderer Art geschlichtet wurde.

Der Rath nämlich, statt auf die ihm gemachten Vorwürfe gleich heftig zu entgegnen, räusperte sich in diesem Augenblicke so heftig hinter der vorgehaltenen Serviette, daß Doris nicht anders glauben konnte, als, er würge an einer Gräte des ihm servirten Hechtes.

„Ernst! Um des großen Gottes willen, liebster Ernst, was ist Ihnen?" rief diese, Alles von sich werfend, um ihrem Manne helfend beizuspringen. Da lachte denn Herr de Baar und sprach:

„Sei ruhig, mein Schatz! Man nennt das mit dem Kunstausdruck eine Diversion machen. Es ist eine kleine Kriegslist, ein wohl gelungenes Strategema, durch

welches ich mich überzeuge, daß ich Dir doch eigentlich lieber bin, als Du denkst. Denn siehe, nun hast Du über Deinen Schreck den Grund des Unmuthes vergessen."

„Abscheulicher Mann!" rief Doris aufathmend, und wie ihr dann, wenn sie wollte, einschmeichelnde Manieren genug zu Gebote standen, so faßte Doris jetzt des Gemahls Unterlippe fein zwischen Zeigefinger und Daumen und ihr so die Form einer gespaltenen Kirsche gebend, sah sie ihn nah in die Augen. Dann sagte sie, gerührt ein Thränchen zerdrückend:

„Sie sind es wahrhaftig nicht werth, daß man Ihnen so gut ist."

„Nun, Dorimene, Geheimniß für Geheimniß! Ich habe Dich bloß auf den Gedanken an unseren Abschied vorbereiten wollen. Beruhige Dich! Dieses Mal ist es noch nicht die große Reise, von der keiner zurückkehrt. Aber ich habe Aufträge in Hamburg für Se. F. D. auszurichten, kam eben aus dem Schlosse, und jetzt laß den Tisch abräumen, denn es ist mit dem Packen meiner Koffer keine Zeit zu verlieren."

Die Räthin sah ihren Mann staunend und ungläubig an.

„Nein, sagte er, es ist kein Scherz, denn irre ich nicht, so höre ich meinen Reisecompagnon schon auf der Treppe."

Doris wußte nicht, was sie sagen sollte, als La Molière

eintrat, aus dessen Ansprache sie sogleich den ganzen Zusammenhang erfuhr.

Als der Capitän sich mit vieler Höflichkeit gegen die Räthin empfohlen hatte, sah sie ihm nach und sagte: „Es ist doch ein ausbündig schöner Mann, ein wahrer Herzensbrecher; aber mein liebes Schätzchen soll er mir nicht verführen.“

Gleich darauf stellte sich auch Oberndorf ein; neue Ueberraschung, als Herr de Baar durch ihn erfuhr, daß auch er zu seinem Begleiter bestimmt sei. Zuletzt kam, als ob Alles die Räthin in dem dringenden Geschäft des Auslesens und Zusammensuchens der Wäsche und der Kleidung aufhalten wollte, noch Genevieve.

Oberndorf hatte, wie schon bemerkt wurde, sich mit Herrn de Baar vor Jahren im Haag, wo die Königin von Böhmen, die Mutter seiner Prinzeß, ihren Hof hielt, getroffen, war aber dieser alten Bekanntschaft unerachtet von Doris nie besonders freundlich angesehen und so oft er mit Genevieve bei ihr zusammentraf, bekam der Gemahl irgend eine Bemerkung über diesen Freund zu hören. Wie sie selbst den ernsten Mann nicht mochte, so auch sollte ihr Mäuschen, die an seiner Unterhaltung nach ihrer Meinung viel zu viel Gefallen fand, ihn meiden. Das Zusammentreffen Beider war ihr heute besonders unerwünscht, wo er viel von der Königin Christine zu erzählen wußte, dem abscheulichen Weib, die, wie sie dem Hofprediger nachsprach, katholisch geworden, in schmutziger

Männerkleidung umherging und ihren Stallmeister Monaldeschi hatte ermorden lassen. Das war nun freilich Alles, was Doris über Christine wußte, und je weniger es war, um so stärker hielt sie ihr Vorurtheil fest. Indeß der Gemahl ging als Abgesandter an diese Majestät, und das gebot für heute Mäßigung. Genevieve, die im Ganzen noch weniger von der Königin gehört hatte, fand es dagegen groß, daß diese, wie sie von Oberndorf vernahm, einer Krone entsagt hatte, um ganz Gott zu leben.

„Aber, frug sie, warum, da sie doch einmal katholisch ist, ging sie denn nicht ins Kloster?"

„Prächtig!" rief Oberndorf, Genevieve zulächelnd, indem er in die Hände schlug.

„Ach, du, um tausend Gotteswillen!" fuhr Doris bei dieser Aeußerung, die ihr schon völlig nach Oberndorf schmeckte, auf. „Was gibts, dachte sie bei sich, auch der alte Mann ist in sie verliebt." Und in der That, lange und prüfend betrachtete noch Valerian mit Antheil verrathendem Blick Genevieve, so daß diese die Wimpern ihrer Augen senkte, dann sprach er zu sich:

„Wie ist sie verändert! Ein Ausdruck von Resignation und Insichgekehrtsein, den man Wehmuth nennen könnte, liegt wie eine Wolke über ihrem Wesen. Ich kann mich eines fast gefährlichen Gefühles für dieses Mädchen nicht erwehren, und trüge ich mich nicht, so wird diese suchende Seele noch ihren Kreuzweg gehen müssen."

So weissagte sich Oberndorf, der dann zu Genevieve sich wendend sagte:

„Sie gleichen in diesem Augenblick dem Bilde der heiligen Agnes ganz und gar, man darf sich nur das Lämmchen hinzudenken.“

„Ah, par-bleu Monsieur! Wohin verirren sich ihre Vergleiche!“ fiel Doris mit gehobenem Näschen gegen Oberndorf aus.

Es klingelte, sie sprang auf. Der Oberhofprediger, Superintendent Stöckenius, trat, den Bauch voran, gravitätisch grüßend, in die Stube. Auch er hatte von der Sendung an Christine, die er innerlich mißbilligte, erfahren, sein orthodoxer Eifer für den gereinigten Glauben der reformirten Kirche trieb ihn an, noch einige eindringliche Worte dem Rath als schützenden Zauber gegen die ansteckende Atmosphäre der convertirten Königin mit auf die Reise zu geben. Nach Oberndorf schielte er nur von der Seite; der war ihm als Cartesianer bekannt und folglich seiner Ermahnungen unwerth.

Es klingelte von Neuem. Ein herrschaftlicher Laquai, der zur Reisebegleitung befohlen, meldete sich, um unterthänigst nach den Aufträgen des Herrn Raths zu fragen. Madame de Baar wies dem Menschen seine Geschäfte an und kehrte dann, erhitzt von ihren Besorgungen, mit aufgebundenem Spitzenhäubchen zurück, so daß, woran sie nicht dachte, nun ihr appetitlicher Hals mit Speckfalten unter dem Doppelkinn gesehen werden konnte.

Der Hofprediger war unterdessen verschwunden. Dagegen betraf sie die Zurückgebliebenen in Betrachtung einer Medaille, die de Baar seiner Sammlung entnommen. Die Königin des Nordens hatte sie nach ihrer Angabe prägen lassen. Der Revers zeigte die Erdsphäre mit der hochfliegenden Umschrift:

NE. MI. BASTA. NE. MI. BISOGNA.*)

Genevieve begehrte die Erklärung zu wissen und sagte dann mit einem Blick voll Feuer zu Oberndorf:

„O, das ist ein erhebender Gedanke, der mich begeistert; den verstehe ich und beneide Sie um das Ziel solcher Reise.“

Lauter Aeußerungen, die Doris in ihrer Ungeduld aufs Höchste ärgerlich machten, sodaß sie vorwurfsvoll zu ihrem Manne sprach:

„Ich begreife es nicht! Wie ist es möglich, wenn so ernste und wichtige Geschäfte drängen, daß Sie Sich, Erneste, jetzt mit Ihren Spielereien abgeben.“

Der Rath räumte seine ausgekramten Münzen ruhig ein. Es klingelte abermals.

Dieses Mal war es ein Unterbeamter der Kanzelei, welcher den beiden Herren in einem mit dem großen fürstlichen Siegel verschlossenen Depeschenumschlag ihre Creditive brachte.

Genevieve blieb nicht länger, sie mußte ihrem Vor-

*) Sie (die Erde) genügt mir nicht und ich bedarf ihrer nicht.

mund Lebewohl sagen. Es ging Alles in Hast und Eile; dann empfahl sich auch Oberndorf bis auf Morgen. Die beiden Eheleute waren allein.

„Ich muß noch einmal ansetzen, dachte die Räthin, der der Heirathsantrag Karl Neuensteins gewaltig im Kopf herumging. Ist Ihnen Genevievens Aussehen nicht aufgefallen? frug sie. Was mich das arme Kind bekümmert! Verdruß, Vorwürfe, Zurücksetzungen, Demüthigungen jeder Art am Hofe und keine Aussicht, sie dem Allen zu entziehen, wenn ich nicht eine Parthie für sie finde."

Der Rath kramte in Papieren fort.

„Ernest! Was finden Sie denn an der Heirath mit Neuenstein unpassend?"

„Das Ganze!" antwortete de Baar und las halblaut weiter.

„Ich hoffe, daß Genevieve anders denkt, und deshalb werde ich mir alle Mühe geben, sie von der Gesellschaft der frommen Prinzeß Elisabeth und ihrem langweiligen Monsieur d'Oberndorf abzuziehen."

„Das wird Genevievens Lage nicht sonderlich verbesseren!"

„Aber dort sieht sie sich mit Oberndorf!"

„Sehr wahrscheinlich."

„Und er ist schon ganz zärtlich gegen sie."

„Wer?"

„Nun, der alte Mann!"

„Ah bah! Dorimene, Du siehst überall Romane!" wandte sich der Rath um.

„Mon ami! fiel die lebhafte Frau ein, staunen Sie nur, aber lehren Sie mich die Männer nicht kennen; mir entgeht Nichts, was geschehen oder gehört werden kann. Die armen Männer alle, wie sie auch Namen haben, alle sind wie verwandelt, sobald ihnen ein reizendes junges Mädchen ein freundliches Gesicht zeigt. Und Ihr griesgrämiger Philosoph, ha, wie würde er zugreifen, wenn ihm Genevieve, was jedoch Gott verhüte, in den Weg träte und sagte: „Hier ist meine angenehme Person, Herr! und hier meine Hand! Wählen Sie; wollen Sie den Pfad der Weisheit allein weiter fortwandeln, oder von meiner Hand sich mit diesen Rosenketten binden lassen?"

„Das glaube ich nie!"

„Ich aber glaube es, und darauf kommt es an, sagte Dorothee, sich im grünen Pantöffelchen auf dem Absatz herumdrehend. Nun gute Nacht, mein Herr."

Der Abschied vom Leben ist im Alterthume vielfach unter dem Bilde einer Reise vorgestellt worden, und darin liegt eine Wahrheit, die eben sowohl auf eine Trennung für kurze Zeit angewandt werden kann. Die Unruhe, welche ein schwer Erkrankter ins Herz der ihm Nahestehenden bringt, dann die Sorge, das Gehen und Kommen der Aerzte, der Verwandten, der nachfragenden Besuche bis zur letzten Stunde, Alles das wiederholt sich unverkennbar, wiewohl mit schwacher Aehnlichkeit, in den

Vorbereitungen und beim Abschied vor der Reise. Ist dann der Wagen, der den Theueren weggeführt, aus den Augen verschwunden, so tritt plötzlich Ruhe und Leere und Wehmuth und Sehnen und Wünsche nach Wiedersehen in die Seele der Zurückbleibenden.

Oberndorf hatte sich am anderen Morgen noch bei seiner Prinzeß und der Rath beim Landgrafen zu verabschieden gehabt; so kam der Nachmittag herbei. Um vier Uhr war die Räthin allein. In der ersten Freude, ihren Gemahl als Gesandten abreisen zu sehen, vergaß sie auf kurze Zeit selbst ihr liebliches Pflegekind, ihr Herzblättchen zu besuchen. Als aber alle Meubles gerückt, umgekehrt, geklopft, gebürstet, die Porzellanmännchen abgestaubt, das Putzzimmer gebohnt und bis auf den letzten Winkel gereinigt waren, da verflog bei ihr der Reiz an ungestörter Alleinherrschaft im Hause. Der Müßigang brachte ein Gefühl von Oede, und diese den Wunsch nach den früheren Mühen zurück. So bedurfte es bei ihr, wie bei jeder Frau, die mehr liebt und fester an die Person, welche ihr Last macht, gebunden ist, als sie es selbst weiß, nur einer kurzen Trennung, um zu dieser Erkenntniß zu kommen.

In einer kinderreichen Ehe, wie beim Pfarrer, ist das anders, der hätte ihr das sagen können.

Wenn es aber nur einer Trennung von kurzen Wochen für zwei Menschen, die für ihre Lebenszeit kirchlich verbunden sind, bedarf, um des Guten und Schönen in diesem Verhältniß recht eingedenk zu sein; wie groß muß

erst ihr Gefallen an einander werden, wenn sie sich außerhalb des getrübten Lichtes dieser Erde im Glanz der Seelenwahrheit wieder, und dann für immer vereinen.

Indeß die Räthin, welche wir als eine ganz kluge Frau kennen, wußte, daß die Welt belacht, was sie nicht besitzt. Sie weinte ihr Thränchen heimlich, ließ jeden glauben, daß sie sehr heiter und glücklich sei, und theilte ihre wahren, weicheren Gefühle dem geliebten Manne in Buchstaben mit, die auf dem Blatt, das sie beschrieb, als Symbol ihrer Sehnsucht nach Wiedervereinigung den Weg bergan nahmen.

Da diese Erzählung späterhin bei der berühmten Königin länger verweilt, so erfährt der Leser durch des Rathes Brief über die Gesandtschaftsreise nur das, was Dorothee interessiren konnte. Nämlich:

Primo: Daß die oft geschmähten Münzbelustigungen ihm die Ehre eingetragen, bei einem Besuche des berühmten Numophylacium Luderianum, verstehe: das magnifique Medaillen-Cabinet des Herrn Lueders, die schwedische Majestät zu begleiten.

Secundo: Daß der verachtetete Herr von Oberndorf eines außergewöhnlichen Empfanges gewürdigt, von der Königin wiederholt zu philosophischen Disputationen herangezogen worden sei.

Tertio: Daß selbe Majestät bei ihrer Audienz und Vorstellung über den Anblick des Capitän Monsieur de la Molière erblaßt und ohne ein Wort zu sprechen

sich abgewandt habe. Welche Emotiones einige Personen in Dero Umgebung aus einer Aehnlichkeit mit J. M. vormaligem Oberstallmeister von Monaldeschi haben erklären wollen. Endlich, was ihr wohl das Liebste sei, daß sich die Gesandtschaft nach bald zu hoffender Abschiedsaudienz unter Gottes Schutz auf die Heimreise begeben werde und mit Ausnahme oben gedachten Herrn von Oberndorfs, der noch in besonderer Mission für Ihro Hoheit, seine Prinzeß, von hier weiter nach Berlin gehe, in Kassel wieder gesund und glücklich einzutreffen gedenke.

Fünftes Kapitel.

Ein Heirathsantrag.

Es war eine anscheinend friedliche Scene, in der wir Karl von Neuenstein mit der Räthin antreffen, und zwar während ihres Gemahls Abwesenheit in ihren Zimmern antreffen. Nichts destoweniger hatte diese Zusammenkunft zuvor ihre Erregungen gehabt. Der Wunsch, Genevieve unabhängig zu wissen, dazu ein noch unversöhnter Groll gegen die Hofmeisterin, die eine Verbindung ihres Sohnes mit jener in tiefster Seele verwundet haben würde, ließen Doris darüber wegsehen, daß ihr Mann noch nicht lange zuvor sich gegen den Gedanken, Karls Bewerbungen zu begünstigen, ausgesprochen hatte.

Madame de Baar, die traurige Stimmungen nicht lange ertrug, saß neben ihrem mit Perlmutter ausgelegten Spinnrad, rund und nett dem Kammerjunker gegenüber, der, die Hände verschränkt, mit dem Ausdruck tiefster Niedergeschlagenheit in seiner Rede etwas aus dem Text gekommen zu sein schien, wenigstens betrachtete er scheinbar

aufmerksam die Sonnenstreifen, welche ein in seinem Rücken befindliches Fenster auf dem Fußboden abzeichnete. Ganz ruhig war auch Doris nicht, denn sie warf einen Seitenblick nach des Herrn Raths Bildniß, dessen Lächeln ihr wie gewöhnlich eine nachfolgende Verzeihung hoffen ließ.

Karls unverhohlener Kummer that ihr leid; der, wahrscheinlich weil er nichts mehr zur Verstärkung seiner Bitten zu sagen wußte, der Räthin Hand ergriff und sie dabei mit so gewiß wehmüthig schlummrigen Augen ansah, welche auf sprechende Art um Beistand flehten.

Doris antwortete auf diesen Blick, den sie nur zu wohl verstand:

„Mein Gott, ich kann Ihnen gar nichts versprechen. Es ist ja stadtbekannt, daß Ihre Frau Mama, welche eine andere Parthie für Sie beabsichtigt, jetzt Erde und Himmel bewegt, um Ihro Gnaden wieder auszusöhnen und, soll ichs sagen, die Unarten vergessen zu machen, über welche man sich zu beschweren so gerechten Grund hat. Verstehen Sie denn gar nicht, frei muß doch zuvor Jemand von übernommenen Verpflichtungen sein, wenn er es wagen will, anderswo als Bewerber aufzutreten.“

Halb kleinlaut erwiderte Karl: „Trauen Sie mir denn gar keinen Muth zu, meinen eigenen Weg zu gehen, Madame?“

„Ich traue Ihnen zu, was sie wollen, aber nun haben Sie einmal meine Antwort. Nehmen Sie Sich doch ein wenig nur zusammen. Bedenken Sie, ob Sie es wagen

dürfen, ja, ob ich selbst es wagen kann, dem Fräulein von ihrer Liebe zu sprechen, bevor nicht Ihre Frau Mutter dieses Haus betreten und sich erklärt hat."

Als Karl Adalbert von einer so unmöglichen Bedingung hörte, schlug er sich verzweiflungsvoll vor die Stirn.

„Nun, da sehen Sie! Und mein Kind und ich und der Rath, ihr Vormund, die sollen sich dem Stolze Ihrer Mutter beugen, sollen wohl noch bitten, ein Fräulein als Schwiegertochter anzunehmen, deren Güter Ihre Familie an sich gebracht hat. Nimmermehr wird das geschehen! Tragen Sie, mein Herr, wie Andere, ihr Schicksal; man liebt und mag noch so schwärmerisch lieben, darum verfehlt nichts desto weniger gar Mancher sein Ziel. Ich erinnere Sie nur an die arme Fräulein La Motte, der war's ihr Tod, daß sie sich in den schönen Stallmeister verliebte. Ja, wenn es das Lieben allein thäte. Bringen Sie die Einwilligung der Frau Hofmeisterin, und dann will ich sehen, was ich thun kann."

„Sie wollen mir also durch Verweisung auf ein so schreckliches Beispiel alle Hoffnung nehmen? Ich beschwöre Sie, Madame, beste, theuerste Freundin! rief Karl aufspringend, machen Sie mich nicht zum Mörder an mir selbst. Glauben Sie, ich werde eher dieses Leben als Genevieve aufgeben."

„Aber, wie wollen Sie mich das nur glauben machen, Sie haben ja das Fräulein kaum zwei Mal gesehen und

auch da hat sie Ihnen beide Male gezeigt, wie wenig Hoffnung Sie Sich auf ihre Neigung machen dürfen."

„Und wenn ich das auch zugestehe, Madame, so hat doch die Liebe tausend Wege zum Herzen, und die Ueberzeugung, daß ich, wie ich vor Ihren Augen jetzt schwöre . . . ."

„Schwören Sie nur nicht!" rief die Räthin.

„Aber so lassen Sie mich doch!"

„Nein, ich will das nicht!"

„Ich muß Ihnen aber sagen, Madame, daß es mein fester Entschluß ist, meiner Mutter zu erklären, daß ich, wenn nicht Fräulein Genevieve, niemals heirathen werde. Mag dann unsere Familie mit mir aussterben, mir gilt es gleich. Sie, Madame, halten mich, ich sehe es, für einen weichen, unentschlossenen Menschen, den seine Mama lenken und leiten kann, wohin sie will. Ich will Ihnen beweisen, wie sehr ich das Gegentheil bin. Ich werde mich jetzt nach Hause begeben und Onkel, Tante und Mutter erklären, was ich zu thun Willens bin. Sind sie mir entgegen; wohl, dann erwarte ich nur den Augenblick meiner Volljährigkeit, um förmlich bei Ihrem Gemahl und Ihnen um das Fräulein anzuhalten. Ist das geschehen, so werde ich mein Schicksal auf jeden Fall erfahren. Und daß ich thue, was ich sage, darauf sei Ihnen meine Ehre verpfändet!" sprach der Kammerjunker in höchster Aufregung.

„Da bin ich denn doch auf die Antwort begierig,

mit welcher die Frau Mama den Herrn Sohn abfertigen wird", erwiderte Doris, nicht ohne eine boshafte Freude bei dem Gedanken, mit welchem Aerger ihre Feindin diese Entschließung aufnehmen würde.

„Bevor ich gehe, und zwar werde ich sogleich zu den Meinigen gehen, fuhr Karl fort, erfüllen Sie mir, Madame, nur noch eine innige Bitte. Lassen Sie mich in Abwesenheit der Bewohnerin die Zimmer betreten, in denen meine Angebetete sonst geweilet hat, damit ich in meine freiwillig erwählte Einsamkeit ein Bild mitnehme, das mich beschäftigt und tröstet."

„Sie sind ein wunderlicher Mann, Herr von Neuenstein!" sagte die Räthin, der es ein befriedigendes Gefühl war, bei Karl Adalbert den raschen Fortschritt einer Neigung wahrzunehmen, die doch im Grunde mit ihren eigenen Wünschen übereinstimmte.

Leisen Trittes betrat nun der Liebende die ihm eröffneten Zimmer und frug nach allen Gegenständen, von denen er vermuthen konnte, daß Genevieve am meisten Gebrauch davon machte.

„Kommen Sie! Nun will ich Sie auch noch ins Heiligthum führen, damit Sie das reizende Bett sehen, welches das Fräulein von seiner Mutter geerbt hat", sagte Madame de Baar, sich innerlich an der Befangenheit ergötzend, die jede erste, unerfahrene Liebe, vorzüglich verheiratheten Frauen, so anziehend macht.

Der Kammerjunker küßte ihr dafür die Hand und

sah sich um in dem Gemach, wo durch die herabgelassenen Vorhänge eine der schaffenden Phantasie günstige Dämmerung webte. Für ihn war es ein Tempel, in dem seine in sich gekehrte Seele die Gegenwart der Göttin in unbeschreiblichem Entzücken ahnte.

Die Räthin mochte finden, daß es jetzt Zeit sei, Karl Adalbert aus seinen verliebten Conturbationen zu erwecken, der ihr auf dem besten Wege zu sein schien, jedes Rosenbouquet am Bettvorhang in eine Zukunftsfreude ehelichen Glückes umzuträumen. Sie hatte sich doch von ihrer Heftigkeit zu weit fortreißen lassen. Eine ruhigere Betrachtung rieth, den Kammerjunker vorerst noch von einer Erklärung zurückzuhalten, und so sagte sie, rasch entschlossen: „Woran denken Sie, Herr von Neuenstein? Wollen wir hier bleiben, bis der Abend dämmert? Geschwind, geschwind, verlassen wir diese Zimmer! Sie müßten meines Kindes Empfindlichkeit kennen, um zu begreifen, wie viel ich wagte, sie hierherzuführen. Ich will Ihnen etwas sagen: wollen Sie mich zur Freundin behalten, so geben Sie mir hier die Hand, daß Sie mir in Allem folgen. Sie sind entschlossen, alsbald, obgleich Sie noch so leidenschaftlich aufgeregt sind, zu Ihrer Mama zu gehen. Unterlassen Sie das, reisen Sie auf Ihr Gut zurück; ich lege Ihnen das unverbrüchlichste Schweigen auf. Sie reden mit Niemanden, hören Sie, mit Niemanden außer mit mir ein Wort über diesen Gegenstand. Sie versuchen auch sonst auf keine Weise, sich meinem Kinde

zu näheren. Sie überlassen es mir, zu thun, was sich thun läßt, um Genevieven nach und nach eine bessere Meinung, eine Ihnen weniger abgeneigte Gesinnung beizubringen. Jetzt Adieu!"

Der Kammerjunker ließ sich einschüchtern, er machte die Treppe hinab große Schritte, und die Räthin, lächelnden Gesichtes hinter dem Vorhang lauschend, sah ihn seinen Weg über die Fuldabrücke nach dem Thore nehmen, vor welchem er seinen Wagen bestieg, um alsbald nach dem Lindenhofe abzufahren.

Als Doris vom Fenster zurücktrat, hob sich ihr Corsett von einem tiefgeholten Athemzuge, der sowohl Genevieven, als ihrem Manne galt.

„Der Anfang ist über alles Erwarten geglückt, sagte sie bei sich. Mit Gottes Hülfe, mit ein wenig Schlauheit und viel Geduld werde ich ja noch so sicher die Beiden zusammenbringen, als jetzt diese beiden Fäustchen auf einander schlagen. Aber, kommt Erneste zurück, was wird's da geben! Ein klein wenig ist er doch mein Blaubart, der liebe Mann! Und wenn er dann den Schlüssel von mir forderte?"

* * *

Der Vorhang ist nach diesem Aufzug gefallen; jetzt zurück zu der von Karls Entschluß so schwer bedrohten Mutter. Wie weit ist sie mit ihren Anschlägen gekommen? Was thut der Oheim, was die Wildungen, um Genevieven

vom Kasseler Hof zu entfernen? Alle drei sitzen um einen Tisch, der mit Papier und Schreibzeug besetzt ist.

„Ich, sprach Ernst Christoph, entscheide mich für diese Handschrift, sie ist unter allen die betrüglichste. Nur im Concept würde ich Manches ändern; das ist nicht Genevievens Sprache und verräth zu sehr einen anderen Concipienten. Er sah seine Schwester bei dieser Bemerkung an und fuhr fort: auch finde ich Heidelberg ausgestrichen. Warum? Mich däucht, das wäre deutlicher."

„Ernst hat Recht! Frau Hedchen wird dann leichter errathen, woher der Wind weht", fiel Melusine ein.

„Ja, wir stehen nicht mehr so gut mit der philosophischen Hoheit, als vordem, hah, hah!" lachte der Oheim hämisch.

„Also weiter, Ernst!" mahnte Eleonore.

„Was Teufel ist denn das? Solche Cedillen macht Genevievens Feder nicht! Gebt mir ein C von ihrer Handschrift her. Hemm, der Art Fehler könnten Alles verderben. Ja correkt, meine Damen, müßt Ihr im Copiren sein; lieber den ganzen Bettel noch einmal umgeschrieben."

„Aber Ernst, sagte die Wildungen, ich bemerke Dir, es soll ja nur ein Brouillon sein; ginge es da nicht an, die bedenklichen Buchstaben durch einen Tintenklex unkenntlich zu machen?"

Werden die Leser nun nicht längst errathen haben, daß

es sich um einen gefälschten Brief handelt, den man Hedwig Sophieen in die Hand spielen wollte?

Wenige Tage nur und die Hofmeisterin hatte der Landgräfin die Beweise vorgelegt, daß Genevieve, unzufrieden mit ihrem Verhältniß, sich um eine Stelle bei der Kurfürstin von der Pfalz bewerbe, was sehr übel aufgenommen ward.

Sichtbare Zeichen fürstlicher Ungnade äußeren an Höfen eine fast vernichtende Wirkung. Wer davon betroffen wird, scheint für alle Anderen kaum noch eine Existenz zu haben; keiner nähert sich, niemand richtet ein Wort an ihn, man läßt ihm irgend einen Winkel, wo er, von den servirenden Laquaien gedrängt, unbeachtet stehen mag. In dieser Lage war Genevieve; sie, die zuerst in den Brennpunkt der höchsten Gunst gerückt, den Blick aller Augen, den Neid vieler Herzen auf sich zog, die man nur am Schlepp der Duchesse de Tarente gesehen, sie schien jetzt der Erinnerung derer entschwunden, die sich vordem angelegentlich um ihre Freundschaft beworben. Und wer mochte es jetzt wagen, ihre Parthei zu nehmen, nachdem diese Beschützerin wieder in Paris und Lucie noch auf dem Land war, wo sie ihre Wochen hielt. Doch nicht etwa Prinzeß Elisabeth, die nur durch ihre hohe Stellung gegen eine ähnliche Kälte gesichert und außerdem durch den fingirten Brief bei der Landgräfin compromittirt war?

Die höfische Atmosphäre hatte sich plötzlich wieder

für die enterbte Tochter eines ausgestorbenen Geschlechtes so verändert, daß die Frau Hofmeisterin die Frage wagen durfte: „Würden es Ew. F. D. nicht für wohl nehmen, wenn man Fräulein von Feuerpfeil eine andere Wohnung anwiese?"

Mußten Karl Adalbert, wenn ihm auch dieser hämische Streich der Mutter verborgen blieb, nicht endlich die Augen aufgehen, wenn er eine Zurücksetzung wahrnahm, die wie ein moralischer Aussatz an seiner Geliebten haftete. Darauf hofften, darauf rechneten Tante, wie Mutter. Gewiß, der Brief hatte seine Wirkung gethan!

Sechstes Kapitel.

Wer hätte das gedacht!

Wir können nun einmal nicht wie Andere erzählen, die uns an Kunst und Scharfsinn weit voraus sind. Wenn jene, die, den historischen Künstlern gleich, in großen Verhältnissen schaffen und wirken, für ihre Darstellungen und Figuren, denen jeder Rahmen zu eng, jede Leinwand zu klein ist, der Mauerflächen bedürfen, so bewegt sich die ärmere Phantasie schon im beschränkten Raume frei genug. In der That sind auch die Begebenheiten dieser Erzählung nur kleine Cabinetsstücke, deren fleißige Malerei man eben nur gern betrachtet, wenn Wind und Wetter nicht erlauben, die Freuden in der Natur zu suchen.

Gerard Douw soll, wie die Kunstgeschichte erzählt, sich eines Convexspiegels bedient haben, der zwar alle Objecte verkleinert, dafür aber durch den gesammelten Strahl auch in größerer Schärfe darstellt. Wir wünschen, daß unser Gemälde der alten Stadt einem solchen Spiegel nicht nachstehe. Der Beschauer wird dann den Prospekt

des Platzes vor der St. Martinskirche mit all' seinen Häusern wie in einem Guckkasten erblicken und sich sagen: mein Gott, was haben doch zweihundert Jahre den Charakter der Menschen und der Gebäude geändert!

Abgebrochen ist das alte Gewandhaus der Kaufmannsgilde, niedergerissen die Hauptwache, zugeworfen der Pferdeteich, in dem manches Roß geschwemmt worden, das noch den Harnisch trug; Alles ist glatt, eben und zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt. Alles mahnt an den Wechsel, dem das Entstandene unterliegt, und erinnert an den Ausspruch Lucians im Menippus, daß auch Städte sterben und Ströme vergehen wie der Imachus, dessen Bett selbst heut zu Tage nicht mehr gefunden wird.

Indeß um 1662 stellte wohl keine der Personen, welche den Ledermarkt belebten -- das ist der Platz, den wir heute den Gouvernementsplatz nennen — solche Vergänglichkeitsbetrachtungen bei sich an. Es ist ein ganz anderes Schauspiel, auf das ihre Aufmerksamkeit sich richtete. Die blauen Mousquetiere des Landgrafen haben eben ihre Wachtparade gehalten und ziehen wieder ab. Dann erscheint wenige Minuten später unter den beweglichen Figuren, die man kommen und gehen sieht, ein Herr, bei dem wir, als unserem Bekannten, einige Augenblicke verweilen.

Auf seiner kraus frisirten, schwarzen Perücke sitzt wagerecht der kleine Hut mit weißer Feder. Das kenn-

zeichnet ihn als einen Herrn aus dem Adel. Anstatt des Mantels trägt er ein eben in Mode gekommenes Kleidungsstück, das unter dem Namen „Houppelande" bekannt, im Schnitt unseren Paletots von heute nahe kommt. Es ist von feinem grauem Tuch, auf allen Näthen, auch längs dem Rücken herab, mit Silberborden besetzt; „trait par bord" sagten die Modeherren. Auf der einen Achsel haftet eine Schleife von ponceaurothem gewässertem Band. Eine gleiche Schleife liegt auf dem Stichblatt des Degens, von dem das silberne Gefäß hinten aus einer Taschenöffnung hervorschaut. Die Form der weiten Beinkleidung haben wir schon beschrieben. Hier sind sie von einem bräunlicheren Grau als der Rock und unter dem Knie bis zur Wade durch mächtige Spitzenmanschetten verlängert, deren Façon sich am besten mit umgekehrten Trichtern vergleichen läßt. Dann enden feine, hellblaue, seidene Strümpfe in den hoch bis auf den Spann heraufreichenden stumpfen Schuhen, die mit weit abstehenden Bändern gebunden sind. Nehmen wir hinzu, daß jedes Stück der Kleidung, die uns so lange aufgehalten hat, eben frisch von der Nadel kommt, so muß der Besuch, welchen der Herr jetzt abzustatten im Begriff steht, für ihn von besonderer Wichtigkeit sein.

Vielleicht errathen wir schon etwas von seinen Absichten, da er unter dem Einfahrtthor des großen Hauses verschwindet, welches Se. Gnaden der Präsident von Kunowitz ganz allein bewohnt, und welches dasselbe ist,

das bis 1806 unter dem Namen das „alte Gouvernement" bekannt war.

Nunmehr dürfen wir dem Leser nicht mehr verhehlen, daß dieser ausnehmend herausgeputzte Cavalier der Freiherr von Calenberg ist, der, wie ein gutes Auge sehen kann, dort schon erwartet wird. Denn hinter dem Fenster im ersten Stock stehen zwei Damen, von denen die eine, welche jenes glückliche Lächeln frohen Vorgefühles verschönert, das Fräulein Arsenie von Habäus, die andere aber ihre Tante ist.

Was in aller Welt führt Calenberg dorthin? Noch nicht errathen? Er ist Bräutigam! Das gleicht fast einer Attrape. Und wie hat sich diese Brautschaft ausgesponnen? Ganz mit prosaischer Lebenspoesie, die in aller Kürze mit der Hochzeit endet. Es ist so recht ein Roman im niederländischen Geschmack, wo die Ueberlegung, hinter der Liebe stehend, dieser über die Achsel sieht, und Kupido als wohlgekleideter Knabe unter einer Anstandsrede die Hände beider Brautleute in einander fügt.

Lenz und Liebe sind als mächtige Natursympathien bekannt. Vielleicht wäre diese Heirath ohne ihre geheimnißvolle Einwirkung doch nicht zu Stande gekommen. Aber die allhervorbringende Sonne schien an dem Morgen, an dem der Freiherr längs der Mauer eines abgelegenen Gartens auf dem Ahnaberge her ging, so warm, und die Stimme, welche ihn von oben aus der Laube herab so unvermuthet anredete, klang so glockenhell, daß Calenberg

stillstehend voll Verwunderung nach der Sprecherin hinaufschaute.

Hier lassen wir ihn stehen, um frisch in Frisch den Hintergrund unseres Bildchens, ganz im Styl einer holländischen Gartenscenerie, aufs Fleißigste auszumalen.

Wenn Jemand diesen Garten erfragte, so sagte man ihm, gehen sie nur immer fort, bis sie eine Thür mit zwei weiß angestrichenen Pfeilern finden, auf denen oben aus Stein gehauene Artischocken stehen. Sie sehen dann durch die Eisengitter einen breiten, mit Buxbaumbeeten eingefaßten Sandweg, der bei ein paar Taxuspyramiden vor einem Sommerpavillon endet. Geben sie besonders acht; hart an der Thür über der Mauer steht eine zur Laube gezogene Kugellinde. Sie können dann gar nicht fehl gehen, es ist leicht zu finden; es ist der Garten Sr. Gnaden des Herrn Präsidenten. Unter diesem Baume, der dicht mit Blüthen des Geißblattes übersponnen war, hatte schon über eine Stunde, sich selbst und ihren Gedanken überlassen, Fräulein Arsenie gesessen. Auf dem grün angestrichenen Tisch vor ihr lagen Scheere und Fingerhut neben einem Körbchen, aus dem die Arbeit eben so oft zur Hand genommen, als wieder niedergelegt worden war. Vielleicht erwog sie eben, daß die Parthie, welche wohlwollende Verwandte ihr in Aussicht stellten, sich trotz allseitiger Bemühungen als ein unauflösbares Problem erweisen werde, und dieser Hoffnung ferner leben nicht viel mehr sei, als die eben vorüberziehende Wolke

festhalten wollen. So sehen wir denn wohl ein Gemälde einer jungen Dame in einer Lindenlaube, allein unsere Palette reicht nicht aus, die hellen Tinten zu mischen, um das Spiel der Sonnenreflexe auf dem frischen, aber einfachen Morgenkleide, um die Farben wieder zu geben, die Luft und Grün in den zartesten Abwechselungen über diese Mädchengestalt verbreiten. Die Kunst wird immer der Natur nachhinken. Und selbst einem Apelles wäre es unmöglich, mit seinen nach Firniß riechenden Farben das betäubende Aroma zu malen, welches hier die Kelche des Geißblattes ausströmen.

Im Hintergrunde des Gartenweges streifen die Schatten bewegter Blüthenzweige über eine andere weibliche Gestalt hin, eine Nebenfigur, die eben mit Pflege der Blumen beschäftigt ist, dann hinter den hohen Glasthüren des Sommerhauses verschwindet.

Ist es versucht worden, die Scenerie zu beschreiben, so kehren wir nun zu den Personen des ländlichen Dramas und zwar in dem Augenblick zurück, wo Calenberg nach dem an ihn gerichteten Gruß in das herabgeneigte Gesicht staunenvoll aufblickt. Dabei durchblitzte ihn der Gedanke: „So zutrauensvoll und eigen hat mich Fräulein von Habäus ja noch nie angeredet!“ Dann erwiderte er laut:

„Darf ich Ihre artige Begrüßung innerhalb des Gartens mit einem Handkuß erwidern?“

Der Leser sieht, es hebt ein zweiter, aber wortarmer Auftritt des Schauspiels an. Er beginnt mit einer Stille

und einer Spannung, wie sie nahenden Ereignissen nicht selten vorausgeht. Beider Blicke suchen und fliehen sich wechselsweise. Jeder fühlte, er finde kein Wort, das zu diesen Blicken paßte. Und nichts zu sagen, das war doch auch peinlich.

„Ich werde meine Tante von Ihrem Besuch avertiren."

Mit dieser Ankündigung verließ Fräulein Arsenie ihren Platz und zögerte noch, um die Arbeit zurückzuschieben. Calenberg drückte und würgte an einer Einwendung. So hieß es dann wohl für Arsenie: gehen.

Was Menschen in ihrer Befangenheit nicht beenden, das kürzt oft ein glücklicher Zufall, der ihnen die Hand reicht, ab. Im Fortschreiten erschien Arsenie in einer Wendung von solcher Anmuth, daß Calenberg sich frug:

„Wo habe ich denn bisher die Augen gehabt? Donnerwetter! das ist ja ein ganz liebliches Mädchen! Und dieser Platz hier, das ist wohl eine wahre Zauberlaube?" Dann eilte er hinzu, um das Fräulein die Treppe hinabzuführen. Aber bevor dies noch geschehen konnte, da, o Schicksal mit Amor im Bunde, trat Arsenie sich aufs Kleid, wankte und, in Calenbergs Armen gehalten, hüllte beide für einen seeligen Moment die Nacht des Selbstvergessens ein.

Als unser Geisterseher das Tageslicht wiedererblickte, war ihm zu Muth, als hätte er den Fall in die andere Welt gethan. Was für Empfindungen auf der entgegengesetzten Seite lebendig wurden, können wir bei der ge-

wohnten Verschlossenheit der Mädchen natürlich nicht wissen; was wir jedoch bei dieser Gelegenheit sehen, das ist das Beispiel, an welch feine Fäden Amor der Schelm, wenn er will, seine Erfolge knüpft. Wäre jenes Mal des Fräuleins luftiges Sommerkleid mit allen Fischbeinen des Polarmeeres ausgesteift gewesen: den Schwur darauf! die schönen Illusionen Calenbergs würden dann nicht minder als der ganze Zauberpalast des alten Atlas in häßlichen Rauch aufgegangen sein.

Es finden sich Charaktere unter den Männern, die man einer Flasche mit engem Halse vergleichen möchte. Sollen sie ihren Inhalt hergeben, so müssen sie in die rechte Lage gebracht werden.

Als nach einer zweiten, aber weit längeren Pause, beide tief athemschöpfend sich aus den Armen ließen, stammelte Arsenie die Augen niederschlagend:

„Wer hätte das gedacht! Nicht wahr, nun gehen wir zur Tante?"

„Versteht sich! Doch nur, um uns ihr als Verlobte zu präsentiren!" war die Antwort.

* * *

Wenigen unserer Leser wird die Agada der Rabbinen unbekannt sein. Sie kennen also den Engel, welchem es obliegt, die Ehen auf Erden zu stiften. Die Sage belehrt uns, er beginne sein Werk damit, die zu verblenden, welche er zu einander führt. Er bewirkt diese Blendung durch den Knoblauch. Versehen mit einem Zehe dieser

dem oberen Paradiese entnommenen Pflanze naht er sich unsichtbar beiden und heftet jedem das für ihn bestimmte Stück mit seinem Speichel zwischen die Augen. Hier haftet es fest, und die Brautleute, welchen dieser Geruch die Sehnsucht nach dem Paradiese erweckt, glauben ihn, befangen in wechselseitiger Täuschung, einer an dem anderen wahrzunehmen. Nach der Hochzeitsnacht kehrt der Engel zum anderen Mal zurück und lößt den Zauber; der himmlische Duft entschwindet, und sie erkennen sich als irdische Menschen wieder.

* * *

Der Freiherr war, das übersah die Geheimräthin nicht, in seinen Verhältnissen sehr rangirt; die Aussichten auf eine Verbindung mit den Neuensteins aber von ihr für die achtundzwanzigjährige Nichte längst aufgegeben. Da nun die für jene Heirath bestimmte Aussteuer, einige Kleinigkeiten abgerechnet, in Bereitschaft lag, so verflossen seit der Erklärung im Garten bis zu dem Tage, an welchem der Bräutigam seine Geschenke vorausgesendet, nur vier kurze glückliche Wochen.

Heute sollte nun vor einer extendirteren Abendgesellschaft im Hause des Ministers das offizielle Liebescapitel abgehalten, das heißt mit anderen Worten, die Verlobung erklärt werden, und bis dahin darf uns das Bild der Braut beschäftigen, obgleich von ihren guten Eigenschaften bereits die Rede war.

Sie ist bleich, diese Braut; Karl Adalbert, von den

Verwandten zu dieser Heirath getrieben, nannte sie darum in maßloser Unart eine graue Blondine, ein Talggesicht mit einem Schachtel-Oval, da stark ausgesprochene Kiefern ihr Gesicht nach unten breit machten Doch ist das ja ein Zeichen von Muth und Festigkeit. Ihre grauen, nicht schönen, aber klugen Augen mochten so wenig wie das Bleiche Anderen gefallen; aber der Bräutigam sah nur auf die feine Alabasterglätte ihrer Haut, auf der die Berührung seines scharfen Bartes jedes Mal eine leicht verfliegende Röthe zurückläßt. Arseniens Gestalt hat wenig von Zierlichkeit, doch Calenberg zog eine große, kräftig gebaute Frau allen anderen vor. Heute aber hatte die Tante es für an der Zeit gehalten, die weniger geahnten Schönheiten ihrer Nichte durch einen Anzug zu enthüllen, der ganz geeignet war, ihrem Verlobten die Glückseligkeiten vorschmecken zu lassen, welche nun bald seiner harrten, und auch Unbetheiligten zu dem Ausruf Veranlassung gaben: „Wer hätte das gedacht!"

Die Nacht kam. Truppweise blieben die Spaziergänger auf dem Platz vor dem imposanten Gebäude stehen. Sie besprachen diese Pracht, sie bewunderten die Kronleuchter, welche die Fronte erhellten. Sie verhandelten die kleinen Interessen dieses schnell dahin fliegenden Erdenlebens und vergaßen über ihrem Schimmer die glänzenden Welten in unermeßlichen Räumen, die wir Sterne nennen und trotz ihrer Größe nur als flimmernde Punkte sehen. Oder man wies hinauf nach dem benachbarten Thurme der nächtlich

6

beschatteten Kirche, weil dort der Wächter der Stadt nahe der höchsten Spitze wohnt, weil sein einsames Licht wie ein Auge, das ermüdet bald sich schließt, bald sich wieder öffnet, ihnen anzeigt, daß er seine Stunden hält.

Solch ein Einsamleben, hoch über der Stadt und ihren Mühen, ist wohl der stärkste Contrast zu dem Geschwirre der Menschenstimmen in dem Hause da gegenüber, Stimmen, die sich anstrengten, wahre Gefühle unter unwahren Worten zu verbergen.

Sie sind zahlreich dort oben versammelt, diese Gäste. Niemand wagte es leicht, dem ersten Minister abzusagen. Auch die Frau Hofmeisterin, auch die Wildungen, auch der Neffe, wie der Oheim Neuenstein im Scharlachkleide fehlen nicht; aber mit welch verschiedenen Erinnerungen und Gefühlen. Die in steifer Schnürbrust aufgewachsene, unbewegte Seele der Erbküchenmeisterin, der Aerger, der dem Onkel in der hohen Schulter wie ein hartnäckiger Rheumatismus festsaß, wer kann wissen und sagen, wie das Alles innerlich aussah. Wahr ist nur dieses Mal in ihrem Ausdruck die Mutter Neuenstein. Mund und Augen verschwanden bei der zurückgedrängten Bewegung in ihrem weinerlichen Gesicht, als sie auf die Braut zuging, ihr einen Kuß auf die Wange gab und dann den danebenstehenden, in sich lächelnden Geheimerath und Präsidenten mit einem um Entschuldigung flehenden Wehmuthsblick bedachte. Der aber deutete statt aller Antwort mit einem unwohlwollenden Augenwink nach der Gruppe Hofdamen

hinüber, wo Karl Adalbert in der Nähe der Braut stand, verlegen und in Verzweiflung, daß sie ihn kaum einer Antwort würdigte. Aber der Kammerjunker war ehrlich und neidlos und so kam er aufrichtigen Herzens, Arsenie Glück zu wünschen.

Wie lange hatte man Calenberg nicht tanzen sehen; als er mit der Braut zu einer Courante antrat, schlugen Viele vor Verwunderung in die Hände. Dem Präsidenten aber und seiner Gemahlin spielte, bei der Spannkraft der Muskeln, welche er an den Tag legte, ein zufriedenes Lächeln um den Mund. Sie hatten vollsten Grund dazu; denn als nach vielen Jahren, bei einer gesunden Nachkommenschaft in glücklicher Ehe, der Engel nicht wieder kam, um den Knoblauch zurückzunehmen, sagten diejenigen, welche von den Hochzeitsgästen noch unter den Lebenden weilten: „Wer hätte das gedacht, daß Calenberg sich solch guten Hausgeist citiren würde!“

Siebentes Kapitel.

Wie Gott will!

Seit die Prinzeß von Tarente Kassel verlassen, befand sich, wie wir bereits erwähnten, am Hofe keine so hochgestellte, der Landgräfin so nahe verwandte Person, welche Genevieven hätte unter ihren Schutz nehmen und sie wegen Verunglimpfungen rechtfertigen können, die ihr Ungnade und Vernachlässigung zuzogen. Unter diesen Verhältnissen war die Zeit, welche sie einsam auf ihrem Zimmer zubringen durfte, immer noch die glücklichste.

Heute, wo Genevieve wieder einen solchen Tag voraussah, fühlte sie sich zu angegriffen, um die geistlichen Betrachtungen fortsetzen zu können, welche ein dicker Band enthielt, der auf ihrem Tische lag. Es gibt Bücher, die, statt zu trösten, wie der Titel verspricht, uns des Trostes vielmehr berauben. Das ist sehr begreiflich, weil sich uns ein Autor als Führer zu Gott anbietet, der, würden wir ihn von Angesicht sehen, uns selbst zum alltäglichen Umgang nicht genügen könnte. Genevieve war in diesem

Fall; da aber das Buch von Christo redete, so machte sie sich Vorwürfe, eine andere Ansicht zu haben, als ihr Buch. Um dieser Peinigung durch Gedanken zu entfliehen, trat sie ans Fenster und schaute von dort in den nun längst zerstörten Garten mit geradlaufenden Buchsbaumbeeten, unter der Scheere gehaltenen Taxuspyramiden, Charmillen, Grotten und Wasserkünsten, zu denen man vom Schloß hinabstieg. Obgleich das Jahr bis zum Sommer fortgerückt war, so konnte doch der Tag kein freudiger genannt werden. Ein bleigrauer Himmel lagerte über dem Thal der Fulda, und die niedrig gehenden Regenwolken hatten allen Sonnenschein froher Erinnerungen von den Plätzen, die der Hof besuchte, weggesogen. Ein sich erhebender Wind wehte den Staub auf. Ferne wie Nähe sah farblos und unerquicklich aus.

Genevieve trat zurück in ihre Stube. Sie war ihr, wie gesagt, unter dem Vorwand, ferneren Streitigkeiten mit Fräulein La Motte vorzubeugen, gleich nach Beginn des Jahres von der Hofmeisterin angewiesen worden. Jetzt schrieb man Juni; die arme Nymphe hatte ihr irdisches Zelt längst mit einer ewigen Wohnung vertauscht, gleichwohl blieb Genevieve hoch unter dem Dache logirt.

Schauen wir uns das enge Zimmer an, das nur über eine hohe Schwelle hin zu betreten war, welche Genevieven beim Eintreten nöthigte, jedes Mal Fuß und Saum des Kleides hoch zu nehmen. Ein ausgedienter Vorhang schloß rechts den Alkoven mit dem Bett. Gegen-

über stand ein Schrank, dessen schwere Formen die Mode eines anderen Jahrhunderts ankündigten. In der Fensterbrüstung fand ein Tisch mit Blumen seinen Platz; es war die heiterste Stelle dieser melancholischen Behausung. Hierher hatte sie ihren kleinen Vogel gebracht, so nah wie möglich dem Lichte und der Freiheit unter dem Himmel. Er dankte ihr das, so oft ein Sonnenstrahl hereinfiel, mit freundlich geschwätzigem Zwitschern, wenn sie beide allein waren.

Die gespaltenen Diehlen deckte statt des Teppichs eine verbrauchte, vielfach geflickte Hautelisse mit einer Vorstellung des goldenen Weltalters im Schäfercostume der Zeit. Die Personagen*) schienen erschrocken den Mäusen auszuweichen, welche neben ihnen Löcher in die Landschaft gefressen. Ein Spiegel, schräg von der Wand abgeneigt, mit verdunkeltem Glas, dann einige Stühle und Sitzbänke, welche durch Namenschiffre zeigten, daß sie weiland dem Hausrath des Landgrafen Moritz angehört, nebst anderem, die Ecken füllendem Geräth; das sind die Decorationen dieses in einem Schloßerker liegenden Gemaches, in welches, nebst wenigem anderem Eigenthum, nur das mit frischem Cypressenzweige umgebene Bildniß ihres Bruders Gaston mit herübergenommen war.

---

*) Tappiserie à personages war der Ausdruck zur Zeit Ludwigs XIV. für Tapeten mit Figuren. Landschaften ohne solche nannte man Verduren.

Die Umgebung, in der wir unsere Zeit verzehren, spricht immer Etwas aus; es kann darum nicht gleichgiltig sein, wie und wo wir wohnen. Hier erinnerte Alles an Zurücksetzung, Alles erschien auch düsterer im Vergleich mit der Reihe Zimmer in dem alterthümlichen, einst mit vollzähligem Dienerpersonal versehenen Familiensitz an der Fuldabrücke.

Ergeben und ohne Murren fügte sich die Erbin eines begüterten Geschlechtes in ihre Lage und in die Launen der Gebieterin, wie verletzend diese auch zuweilen von ihr empfunden werden mochten.

Wenn Genevieve mit am Boden haftenden Augen in demselben Saal, in demselben Hofcirkel stand, der einst Zeuge ihrer huldvollen Aufnahme war; dann sagte sie sich wohl:

„Stärke Du mich nun, steh mir bei mit Deiner Kraft, o Höchster, der Du die völlige Unterwerfung meiner Eitelkeit forderst. Ja, wie Gott will! Laß, Herr, mich der Tugenden meiner Großmutter eingedenk sein und ihr nachleben! — „Une humilité sincère; une piété constante; toutes sortes de vertus fidelement pratiquées tandis que ce coeur a respiré.“ Das möge man auch mir aufs Grab schreiben. Hat Gott eine Wohnung in meinem Herzen, wie reich bin ich dann bei aller Armuth, wie frei bei aller Abhängigkeit und wie gefaßt in jeder Betrübniß.“

Die Stimme aber, welche Genevieve bei ihrem Namen gerufen und gesagt: „Mein bist Du!" blieb bei ihr und sprach: „Das ist die erste Deiner Leidensstationen, bald wirst Du zu neuen Prüfungen übergehen!"

Wir sahen das Fräulein am Fenster stehend, als die Thür aufging und die Räthin, etwas athemlos vom Ersteigen der hohen Treppen, zu ihr eintrat.

In ihrer Strohwitwenschaft machte Doris heute Genevieven ihren ersten Besuch. Es war ihr Vorsatz, nun ernstlich für Karl Adalbert zu werben, der, seit Fräulein Arsenie mit Calenberg verlobt war, nicht aufhörte, sie mit den eindringlichsten Bitten um wirksame Fürsprache zu bestürmen.

Madame de Baar sah noch immer in der Heirath mit Karl Adalbert den kürzesten Weg, ihr Pflegekind der drückenden Abhängigkeit zu entziehen, und zugleich eine Gelegenheit, seine Mutter für ihre Hofcabalen aufs Empfindlichste zu strafen.

Doch das Alles vergaß Doris beim Eintritt in dieses Zimmer.

„Eine recht freudige Wohnung, Fräulein Genevieve, die man Ihnen hier im Schloß gegeben hat! sagte sie spöttisch, sobald beide sich begrüßt hatten. Mir der beste Beweis, da man Sie so hoch logirt, wie hoch Sie hier gehalten werden. Und seit wann, wenn ich fragen darf, hat man Sie in diesen Speicher einlogirt?"

Des Fräuleins Augen hafteten schamhaft auf der Fragenden; dann antwortete sie:

„Ich gehorche der, die mir zu befehlen hat; dann stehe ich überall am richtigen Platze.“

„Man geht ja entsetzlich mit Ihnen um, liebstes Goldkind, fuhr die de Baar fort; ich ahne, es müssen Veränderungen in ihrem Verhältniß am Hofe vorgegangen sein, die weit über das, was ich bisher wahrnahm, hinausgehen, und deren Grund Sie mir verbergen wollen. Gestehen Sie nur, mein Schatz, es sind der Frau Landgräfin Unwahrheiten, Lügen, Schändlichkeiten hinterbracht worden. Und wer anders hätte so etwas wagen dürfen, als die Hofmeisterin. Aber es müßte keine Gerechtigkeit mehr im Himmel für dieses Weib und ihre Cabale geben, wenn das länger so fortgehen sollte. Hören Sie, Goldkind, hören Sie mich an! Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen, der . . . . Aber vorerst und vor Allem bitte ich, lassen Sie mir ein Glas Wasser geben, daß ich mich desalterire.“ Indeß Genevieve die Klingel zog, suchte die Räthin für sich einen Sitz. Verächtlich fiel ihr Blick auf das Kissen, welches die nächste Bank bedeckte. Es war aus einer verbrauchten Tapete zugeschnitten und zeigte das halbe Profil des Propheten Jonas unter der Laube nebst dem Kopf seines wunderbaren Wallfisches. Doris nahm den Umfang ihrer Kleidung zusammen, mit der sie einen der ins Ungeheure vergrößerten Kürbisse bedeckte. Genevieve hatte indeß wiederholt geklingelt, ihre Jungfer erschien nicht. „Ich will selbst gehen, sagte sie, und Ihnen Wasser zu verschaffen suchen.“

„Das ist eine impertinente Person", rief Doris entrüstet und zog noch einmal mit aller Macht die Klingel Jetzt erschien Jeannette; mit dem Anschein von verwunderter Indignation blieb sie unter der Thür stehen, dann sagte sie:

„Mein Gott, ich denke das Schloß brennt!"

Genevieve wollte antworten, allein Doris kam ihr zuvor mit der Frage:

„Ist Sie hier in Dienst genommen, um ihr Fräulein zur Rede zu stellen, oder wird Sie als deren Jungfer gehalten und bezahlt?"

Einer solchen Anrede hatte das Kammerzöfchen sich nicht gewärtigt, fand aber mit zurückkehrender Dreistigkeit sogleich eine Antwort und sprach mit wegwerfender Geberde zur Räthin:

„Ich setze mich außer Verantwortung wegen des zänkischen Lärmens, welches hier im Schlosse verführt wird. Die Frau Räthin hat keine Fragen an mich zu stellen, und folglich brauche ich auch nicht zu antworten. Aber nun, was wünschen Sie von mir, gnädiges Fräulein?"

„Ich befehle Dir, die Frau Räthin mit einem Glase Wasser und zwar aufs Schnellste zu bedienen", rief nun trotz ihrer Engelsgeduld doch ärgerlich Genevieve dem Mädchen zu. Statt aber sogleich zu gehen, antwortete Jeannette:

„Gnädiges Fräulein, Sie thun seit dem ersten Tag, daß mein Unglück mich zu Ihnen geführt, nichts als zanken. Da muß ich mich denn wohl endlich über Sie

beklagen, und damit Sie es wissen, daß es nicht hinter Ihrem Rücken geschieht, werde ich auf der Stelle von hier dahin gehen, wo ich Schutz und Recht zu finden weiß!"

Man mußte Doris sehen, welche während dieses Widergebelles von ihrem Sitz aus, den Kopf hinten übergebeugt, die naseweise Jungfer, ohne ein Wort zu sagen, mit einem Starrblick eisiger Ruhe durchbohrte. Als jene sich entfernt, wandte sie sich mit derselben Gelassenheit zu Genevieven mit den Worten um:

„Dahinter steckt mehr, als ich Anfangs dachte. Eine solche dreiste Frechheit würde dieses Geschöpf auf eigene Rechnung nicht zu zeigen wagen; sie spielt eine Rolle und die spielt sie gut in dem Stück, zu dem der Plan in einem anderen Kopfe ausgearbeitet ist. Und wie lange schon werden Sie, liebste Genevieve, von diesem Kobold in Kammerjungfergestalt gepeinigt?"

„Ich will gestehen, entgegnete diese, von allen Entbehrungen, welche mein neues Verhältniß mit sich brachte, ward mir die Trennung von meiner treuen Fleurette am schwersten. Diese excellente Person, unter deren Pflege ich aufgewachsen, mußte ich mit der Prinzeß de Tarente nach Frankreich zurückschicken, und Sie waren ja selbst Zeuge, unter wie viel Thränen wir uns trennten. Jeannette wurde mir von der Hofmeisterin, wie ich glaube, dafür als Ersatz gegeben, und ich hatte Gelegenheit, wahrzunehmen, daß sie eine raffinirte Verfahrungsart

befolgt, mich mehr und mehr einzuengen; und wie ihr das gelingt, sahen Sie so eben selbst."

„Ich beklage es, liebste Genevieve, daß Sie alles dies und wahrscheinlich noch viel mehr bisher mir und Ihrem Vormund verschwiegen haben, sprach Doirs etwas herb. Dann sah sie sich mit prüfendem Blick im Zimmer um und fuhr fort: Zwar sind sie die jüngste der Hoffräuleins, aber ich glaube auch die einzige, welche so unwürdig und so entfernt im Schlosse wohnt. Hören Sie mich an, Herzchen! Ich glaube klar zu sehen und mit dieser Sache im Reinen zu sein. Man ist einverstanden, Ihnen hier ihre Lage so unerträglich zu machen, daß Sie endlich den Wunsch, sie aufzugeben, selbst aussprechen sollen. Genevieve, — und dabei nahm die Räthin ihre zarte kleine Hand zwischen die eigenen, auf jedem Finger mit Grübchen versehenen — ich bin empört über diese Infamie, sei sie nun ausgedacht, von wem sie wolle. Setzen Sie Sich! Ich habe Ihnen eine Eröffnung zu machen, eine wichtige! Lange Umschweife sind, wie Sie wissen, meine Sache nicht. Also gerade heraus, ich habe eine Parthie für Sie, Herzenskind; aber eine glänzende, die alle diesen Unwürdigkeiten ein Ende macht."

Genevieve sah die de Baar unbestimmt und zagend von der Seite an.

„Sie werden erstaunen, liebstes Kind, wenn ich Ihnen erzähle, wie das Alles so still in sich entstanden und so wunderbar von Gott gefügt worden ist."

Aber Genevieve fiel ihr schnell um den Nacken und sprach indem sie Doris den Mund verschloß. „Ach, peinigen Sie mich doch nicht noch mehr! Es ist etwas in mir, eine Stimme, eine Nöthigung, die dem Band der Ehe aufs Aeußerste widerstrebt."

„Kind, was höre ich? Sind Sie krank? Hat Ihnen die geistliche Prinzeß Elisabeth etwas ins Ohr gesetzt? Ist Ihnen der Anbeter zuwider? — Doch den kennen Sie ja noch nicht!"

Dann stellte sie sich vor Genevieven hin und sagte sehr ernst:

„Es zerreißt mir fast das Herz, was ich jetzt Ihnen zu erklären gezwungen bin. Ich weiß endlich durch meinen Mann, Ihren Vormund, daß Ihre Erbschaftsverhältnisse in Frankreich trostlos stehen. Seine Reise mit der Gesandtschaft kam dazwischen, er würde Sie sonst selbst darauf vorbereitet haben. Genevieve, es ist schrecklich, aber der Rath sagt, es könne kommen, daß selbst zum Verkauf Ihres Familienhauses geschritten werden müßte, wenn es nicht gelänge, durch der Prinzessin de Tarente Fürbitten beim König von Frankreich ein Moratorius — ich habe mir das Wort aufgeschrieben, um es zu merken — auszuwirken."

Nicht im mindesten erschreckt erwiderte Genevieve nach ihrem Secretär gehend: „Sehen Sie hier, ich bin davon unterrichtet."

Die de Baar nahm den ihr dargereichten Brief, während das Fräulein fortfuhr:

„In Frankreich, wissen Sie, kann man die Chargen erkaufen. Als mein seliger Papa Marschall de Camp wurde, hat die gute Mama sich in Schulden gesteckt. Meine Tante St. Valmont befriedigte die Gläubiger und hat nach und nach alle Schuldverschreibungen in ihre Hand gebracht. Die schreibt mir nun, daß sie den weit größeren Theil dieser Verschreibungen cassiren und wegen des Restes mich nicht drängen würde, wenn ich zu ihr nach Frankreich zurückkäme und in einen Religionswechsel einwilligen würde. Daß meine Güter für mich verloren sind, scheint ihr bekannt. Ich würde ihre Schreiben meinem Vormund gegeben haben, wenn er nicht abwesend wäre.“

„Das ist ja ein wahrhaft höllischer Vorschlag, sprach die de Baar äußerst erschrocken. Genevieve, nun müssen sie wahr und wahrhaftig dem Karl Neuenstein das Jawort geben, denn die Religion zu changiren, darauf werden, darauf können Sie nun und nimmermehr eingehen! Pfui! pfui, was gibts auf der Welt für Menschen!“

„Karl von Neuenstein!!“ sprach Genevieve die Hände zusammenschlagend.

„Ja, mein Herz, entgegnete Doris. Ich sage Ihnen ein ander Mal, wie er an Ihren Besitz sein Alles setzt, denn diese Nachrichten haben mich zu heftig alterirt.“

„Noch einmal Dorothee, wenn Sie mich wirklich

lieben, sprechen Sie mir von keiner Heirath. — Es thut so weh, denen entgegen zu sein, die es wohl mit uns meinen."

Der Räthin Farbe wechselte. Nach einigen Anstrengungen, ihr Temperament zu bekämpfen, erwiderte sie:

„Ja gewiß, Genevievchen, meine ich es gut; das könnte kaum mehr der Fall sein, wenn Sie mein eigenes Kind wären. Lassen Sie Sich sagen, man heirathet nicht, den man liebt, aber man lernt den lieben, den man heirathet. Für das Eine haben Sie ein Beispiel an ihrer Freundin de la Motte, für das Andere an mir selbst. Wie unglücklich wäre ich jetzt, wenn ich meinen Kopf gegen den Willen der seligen Eltern durchgesetzt hätte, die weiter sahen, als meine Augen. Kind, Sie sprechen immer, wie Gott will! Das war auch der Wille Gottes, daß meine Eltern mich wider meinen Willen mit dem Rath de Baar verheiratheten, denn der Wille Gottes bringt immer gute Früchte; das sehe ich jetzt ein."

„Ach, Doris!"

„Genevieve, wie bekümmert mich Ihr Aussehen; wie ist Ihr rosiges Gesichtchen schmal und farblos geworden. Wohin ist die vorige Unbefangenheit, wohin der Frohsinn, mit dem Sie zuerst Ihr Haus betraten? Hier können Sie nicht bleiben; man hat gewußt, die Frau Landgräfin gegen Sie einzunehmen, ihre Gnade haben Sie völlig verloren, und sobald man ein Mal bei Hofe zur Seite

geschoben ist, muß man den Stolz haben, die Thür früher, als sie uns gewiesen wird, zu ergreifen."

„Oder auch, entgegnete Genevieve, ohne Murren, ohne Bitterkeit die für unsere Sünden immer noch zu leichte Dornenkrone mit Ergebenheit in Gottes Willen tragen!"

„O, gehen Sie mir, Kind, mit Ihren Sünden! fiel Doris aufgebracht ein; wenn ich davon nur höre, so ärgere ich mich. Machen Sie Sich doch nicht unnatürliche Einbildungen. Hätte der liebe Gott uns als Engel haben wollen, so durfte er uns nicht als Menschen erschaffen. Sie wissen es ein für alle Mal, ich kann mich zu solchen überfrommen Gefühlen nicht hinaufschrauben, bei mir wären sie Lüge, Unnatur und Gott bewahre mich vor allen Unwahrheiten. Geradezu gesagt, es geht nicht, daß Sie hier oben, von aller Welt verlassen und angewiesen auf die Gefälligkeit einer mechanten Hexe, die Ihnen nicht ein Glas Wasser reicht, wohnen bleiben. Erbitten Sie Sich auf einige Zeit Urlaub; Ihr Gesundheitszustand rechtfertigt das. Und wenn Sie selbst nicht den Entschluß dazu haben, so soll es das Erste sein, was mein Herr thut, sobald er von seiner Gesandtschaft zurück ist. Ich werde ihm Alles erzählen. Er ist Ihr Vormund, er darf das nicht leiden! Jetzt gehe ich nach Hause, Genevievchen, und werde Ihnen meine alte Lisbeth schicken. Sehen werde ich dann, wer sie abweisen wird."

Als Genevieve einreden wollte, nahm Dorothee sie

in ihre Arme. „Meine kleine, holde Seele, nehmen Sie von mir verständigen Rath an.“

Die de Baar rechnete darauf, daß der gleichmäßig fallende Tropfen endlich den Stein höhlt, und wiederholte, ohne eine Unterbrechung zu dulden, ihre Anträge für Karl Adalbert.

„Genevievchen! rief sie, ihr das gesenkte Köpfchen erhebend, schlag mir nur die eine Bitte nicht ab. Sprich und sieh nur einmal in meiner Gegenwart den Kammerjunker. Höre nur einmal an, was er Dir zu sagen hat. Dir bleibt es danach immer noch frei, Dich zu entscheiden, ohnehin hat ja der Rath als Vormund einzusprechen. Das weiß Karl Adalbert wohl.“ Genevieve seufzte tief auf; sie begann, das war sichtbar, unschlüssig und schwankend zu werden. Die Räthin, welcher dieser erste Erfolg nicht entging, fuhr fort:

„Genevieve, Sie hätten so wie ich den armen Menschen sehen sollen, mit welcher Andacht er, in sich selbst verloren, vor ihrem Bett stand.“ Hier warf Doris einen verachtungsvollen Blick auf die glanzleinwandenen Umhänge, welche Genevievens gegenwärtige Schlafstelle schützten. „Das Brautbett Ihrer Mutter, mit den perlfarbenen Atlasgarnituren, voll Rosenbouquets; lange, lange starrte er es an, bis dicke Thränen seine Augen dunkel machten, und er dann kopfverloren hinausstürzte.“

„Wie, Doris? Sie führten den Herrn von Neuen-

stein in meine Zimmer?“ frug vorwurfsvollen Blickes Genevieve.

„Warum hätte ich es ihm abschlagen sollen? Er ist ja doch, trotz aller Feindseligkeiten der Familien, Ihr Vetter.“

Es entstand eine kurze Stille. Unsere junge Heldin erwog bei sich die Anträge, welche ihr gemacht wurden, auf der einen Seite diese gute, wohlwollende, dabei achtbare Frau, die doch nicht gänzlich außer Einverständniß mit ihrem Vormund handeln konnte, auf der anderen ihre absolute, auf blinden Gehorsam dringende, streng Unterwerfung fordernde Tante St. Valmont, in der sich ihr durch das Verlangen eines Religionswechsels gegen dargebotene irdische Vortheile in diesem Moment die katholische Kirche verkörperte, nicht nach ihrem Wesen, sondern in ihrer Abart, wie die Jugenderziehung sie ihr darstellte, mit ihren Inquisitionsgerichten, ihren Verfolgungen, ihrer Bartholomäusnacht, ihrer Unterdrückung der Freiheit der Niederlande und was dessen mehr ist. Das schien Genevieven wie die Ueberredung zu einer Judasthat. War es da nicht immer noch besser, das doch schon verfehlte Glück eines irdischen Lebens an einen ungeliebten Mann hinzugeben? Dennoch würde sie sich die Frage anders beantwortet haben, hätte eine Freundin ihr zur Seite gestanden. Aber wen konnte sie im Augenblick zu Rathe ziehen? Lucie weilte noch immer auf ihrem Gute zu Riede, sie hatte selbst ihren letzten Brief nicht beantwortet.

„Nun denn, sagte Doris hocherfreut, dann werde ich Karl avertiren. Sie werden ihn sehen Genevievchen, vorläufig ganz ins Geheim; er wird Ihnen auch für diese erste kleine Gunst zu Füßen fallen und durch seinen Schwur bekräftigen, was ich ihm als Bedingung gestellt Er wird mit keiner Miene, keinem Wort vor der Welt die Liebe, die sein Herz bewegt, verrathen."

Genevieve wollte noch einmal antworten: „Dorothee ich kann nicht", aber sie schwieg.

Die de Baar ging, den vollen Akkord mit sich tragend, das Rechte gewollt, das Gute gethan zu haben. Sie hatte im Leben nur ein irdisches Ziel und damit die Beruhigung, daß dieses erreichbar sei.

Bei Genevieven war das anders. Ihr mußte das Fertige des Entschlusses fehlen, sie arbeitete ja noch, das dichte irdische Gewand abzuwerfen, dem der Mensch diesseits des Grabes sich so schwer entringt.

Achtes Kapitel.

Begegnung mit Verwandten.

Die Leser werden jetzt zu wissen wünschen, ob die mit Karl Adalbert Neuenstein eingeleitete Zusammenkunft in der That statt gefunden, vielleicht sogar etwas überrascht sein, wenn wir ihnen sagen müssen, daß unsere junge Heldin den Garten vor dem Thore, wo beide sich gesehen, beruhigter verließ, als sie es selbst erwartet hatte.

Der Erbe ihrer Güter war ihr bescheiden, achtungsvoll, ja fast mit blöder Scheu gegenüber getreten und nichts bezeugte in seinem Benehmen die Selbstüberschätzung, welche man ihm nachsagte.

Wir dürfen also Genevieven nicht geradezu tadeln, daß sie nach so vielmal wieder erneuten Vorstellungen doch zuletzt das Steuer ihres Lebensschiffchens der Führung einer mütterlich sorgenden Freundin übergab.

Karl Adalbert hatte beim Abschied in stiller Anbetung den Blick niedergeschlagen, die Hände in den Hut vergraben vor seiner Angebeteten dagestanden, und als

dann der Schimmer ihres Kleides im Grün der Gebüsche verschwand, frug er sich betroffen:

„Wie kam es doch, daß ich ihr von dem, was die Absicht dieses Zusammenkommens war, so gar kein Wort habe sagen können? Aber ich will ein ander Mal Muth fassen.“

Als beide Frauenzimmer darauf ihren Weg durch jene Hecken nahmen, welche über die Wiesen des Dorfes Waldau zur Stadt hinführten, frug sich Dorothee mit einem Frohblick auf ihre Schutzbefohlene:

„Sieht Sie nicht reizend aus? Wer kann sich etwas Anmuthigeres denken?“

Um unerkannter zu bleiben, hatte Genevieve einen schwarzen, mit Rosaschleifen zur Haube zusammengezogenen Spitzenschleier umgenommen, ohne selbst zu wissen, wie sehr dieser Anzug sie in Karl Adalberts Augen verschönerte. Doris aber entging es nicht, wie er von ihrem Anblick gefesselt das liebliche, rein gezeichnete Profil, halb von dem zarten Flor bedeckt, wie ein süßes Geheimniß jungfräulichen Reizes studirt hatte. Eine solche Uebereinstimmung mit ihrer eigenen Bewunderung machte sie gegen Karl noch geneigter, und daher frug die Räthin im Weitergehen:

„Nun mein Herz, wie gefällt Ihnen Ihr Anbeter?“

„Erlassen Sie mir, theure Doris, die Beantwortung Ihrer Frage, erwiderte Genevieve, Sie wissen, und Gott weiß es besser noch, ich habe mich nur aus Gehorsam hierher führen lassen. Wenn mein Vormund mit Ihnen

gleicher Meinung ist, so mögen Sie beide alsdann bestimmen, was geschehen soll. Stellten Sie Sich mir nicht selbst als ein Beispiel der uns vom Herkommen auferlegten Unterwerfung auf, indem sie sagten: Man heirathe nicht den Mann, den man liebe, sondern man lerne den lieben, den man heirathe."

„Ei, sieh, das haben Sie doch behalten! Lassen Sie Sich nun im Ernst sagen, Neuenstein werden Sie um den Finger wickeln, so fügsam, so geduldig beweist er sich gegen Sie."

„Ein mir unterworfener Mann wäre nicht der, den ich suche, liebe Doris, war die Antwort. Doch verlassen wir jetzt diesen Gegenstand; ich zähle die Tage bis zur Rückkehr ihres Gemahls, denn Sie glauben nicht, wie sehr mich mein Verhältniß zu einer so wenig liebevollen Tante drückt."

„Und dieser Druck wird Sie, mein Kind, wie ich hoffe, in Karl Adalberts Arme treiben, denn er hat den Willen und die Mittel, Frau von St. Valmont mit sammt ihren Forderungen abzufinden. Das, denke ich, soll auch meinem Herrn einleuchten, wenn er sich etwa noch sträubt." So sprach Madame de Baar, die dann Genevieven bis ins Schloß und in die Zimmer begleitete, welche sie früher bewohnte

Allein so wenig sind wir blinden Menschen Lenker unserer Handlungen, daß gerade in diesem von Doris so sehr betriebenen Wohnungswechsel eine Veranlassung lag,

Genevieven nachmals als Mitschuldige eines im Schloß begangenen Verbrechens erscheinen zu lassen.

Die bei ein und derselben Person zusammentreffenden Gedanken beider Damen führen uns nun nach Hamburg und zu Herrn de Baar zurück. Auch er hatte seinerseits diese große Handelsstadt nicht verlassen, ohne dort noch ein kleines Abenteuer zu bestehen, obgleich das kaum der richtige Ausdruck ist.

Eines Tages im Begriff auszugehen, wird ihm ein Billet, von Frauenhand adressirt und schwarz gesiegelt, übergeben. Sein erster Gedanke war, es gelte einen Angriff auf die Börse, dann aber rief er den Laquaien zurück, der ihn den Weg nach einem anderen Gasthof führte. Wir sagten einst, die de Baar stammten aus den Niederlanden; dort hatte der Rath noch Verwandte, mit welchen er zeitweilig im Briefwechsel stand. Das Petschaft erwies sich als das seiner Cousine. Allein diese war, wie er wußte, vor einem halben Jahr verstorben, und damit stimmte denn auch die Unterschrift: „Es erwarten Sie wegen unaufschieblicher Abreise alsbald Ihre noch sehr traurigen aber ergebenen Basen

Laura van Nüyts

et sa soeur Jsabella.“

Der zweite Name war eilfertig unter den französisch abgefaßten Zettel gekritzelt.

Als Herr de Baar in der Gasthofswohnung anlangte, überzeugte ihn schon ein flüchtiger Blick in das

Vorzimmer, daß seine Cousinen ihre Reise nach einem Maßstabe eingerichtet, den nur ein sehr beträchtliches Vermögen erträgt. Dies machte auf ihn einen zweifelhaften Eindruck, den auch der Empfang nicht ganz verlöschen konnte, da das Betragen der jüngeren Schwester ein leichtsinniges Wesen an den Tag legte, was dem bedächtigen Herrn höchlichst mißfiel.

Laura, in der ihm eine Blondine aus Rubens'schen Gemälden entgegentrat, war in ihrer Gelassenheit ganz das Gegentheil von dem beweglichen Wesen Isabellens, deren kurz abgebrochene, kaum die Sätze verbindende Sprache zu ihrem naseweisen Gesichtchen vollkommen paßte.

Indeß, ob die Schwestern seinen Beifall fanden oder nicht, die Bekanntschaft war nun einmal wieder angeknüpft, und es begann die Unterhaltung mit den herkömmlichen Fragen. Dann war de Baar unvorsichtig genug, seine Verwunderung auszudrücken, daß seine Cousinen blos unter Aufsicht einer älteren Dame und wenn auch mit vieler Dienerschaft, doch ohne einen verwandten männlichen Begleiter reisten. Isabella aber fertigte den Herrn Vetter gleich mit der Antwort ab:

„Ein Herr würde uns nur unbequem sein, immer irgend etwas einzureden haben, kurz Alles nach seinem Sinne leiten wollen. Man kennt das schon."

De Baar, der sehr ruhig diese schnell fertige Antwort einsteckte, frug, sich zu Laura wendend: „Ist denn Kopenhagen das Ziel Ihrer Reise, meine schönen Cousinen?"

„Wie kann man überhaupt ein Ziel in dieser Welt haben? fiel Isabella sogleich ein. Mein Gott, das wäre sehr langweilig."

Der Rath schüttelte unmerklich mit dem Kopf und sagte dann, halb sich entschuldigend, halb kaustisch zu Isabella:

„Meine charmante Cousine, Ihre Schwester schreibt mir von einer eiligen Abreise, und da war wohl diese Frage erlaubt."

Isabella gab darauf keine Antwort, sondern sagte zu ihrer Schwester: „Laura, nimm Deine Laute und sing uns etwas."

„So lange ich die Trauer trage, liebe Schwester, werde ich nicht singen", erwiderte diese mit mehr Bestimmtheit als vorher.

„Ah, es ist auch wahr!"

Während de Baar sich noch allerlei Fragen über die letzte Zeit der Krankheit der Mutter, die er früher viel gekannt, beantworten ließ, sah er von der Seite auf Isabelle, die nahe einer der Kerzen ein Stück Papier mit schwarzem Siegellack zwecklos betröpfelte. Er wunderte sich über solch' nichtsbedeutende Beschäftigung, welche demohngeachtet ihre Folgen hatte.

Isabella nämlich schrie laut auf, als sie sich die Finger verbrannt hatte. Dann verfiel sie in anhaltendes Weinen. Die Gouvernante flog herbei, die Diener wurden schnell nach einem Arzt gesprengt, aber ehe dieser Zeit hatte zu kommen, sagte Isabella:

„Ich reise nicht nach Kopenhagen! Laura, wir kehren zurück und zwar auf der Stelle. Hamburg mißfällt mir, und mein Finger, ich fühle es, wird sehr schlimm werden; ich habe zu keinem als unserem Hausarzt Zutrauen und will, daß nur Doctor Bishop mich behandeln soll."

Die Schwester gab dem Rath einen fürbittenden Blick, indem sie entschuldigend hinzufügte: „Isabella ist manchmal noch durchaus Kind."

Der Rath verdarb dann vollends Alles, indem er die Cousinen bat, gleichzeitig an einem Tage abzureisen, um wenigstens einen Theil des Weges seinen Schutz zu genießen Da Isabella sich laut gegen diesen Vorschlag erklärte, so empfahl sich de Baar, von Laura bis ins Vorzimmer begleitet, die, eine Thräne im Auge, aufseufzend sagte: „So ist sie!"

„Und leider nicht, wie sie sein soll", dachte sich der alte Herr hinzu, der auf dem Rückwege, doch über die unerwartete Begegnung mit diesem ungleichartigen Geschwisterpaare erfreut, die Betrachtung anstellte, zu welchem unartigen Uebermuth das Bewußtsein des Reichthums verleite. „Sehe ich den nutzlosen Prunk dieser Mädchen, so könnte man wahrlich versucht werden, über die auf Erden so ungleiche Vertheilung der Güter dem Himmel Vorwürfe zu machen. Mit dem was hier so überaus nutzlos vergeudet wird, würde ich — wollten sie mir ein Capital gegen billige Zinsen leihen — Genevievens Prozeß in andere Wege zu lenken, mir wohl getrauen. Aber

die Besitzenden begleiten unendliche Bedürfnisse, und so haben sie nie etwas für Andere übrig. Hätte mein düsterer Reisegefährte dieses unbändige und so durchaus verzogene Mädchen doch zur Frau. Das wäre ein Schauspiel! Sie würden beide gegen einander Kopf vor Kopf ringen; allein ich wette, der Stallmeister behielte den Sitz im Sattel, und gingen ihre Sprünge noch so hoch in die Lüfte."

Sonderbar, daß der hier ausgesprochene Gedanke nicht noch in letzter Stunde zu einer Bekanntschaft führte; eine Absicht lag dabei nicht zu Grunde. Wo aber das Schicksal anders will als der Mensch, da ruft es seine Vergessenheit zu Hülfe. Isabella vergab, wie wir später sehen werden, ihre Hand und ihre Reichthümer an einen Mann, der, wenn auch an Tollkühnheit ihm ähnlich, doch sonst an Gehalt und Charakter weit unter La Molière stand.

Des folgenden Tages waren Laura und Isabella wirklich abgereist.

Als der Gardecapitän und Stallmeister zuerst seine Ernennung zu der dem Rath übertragenen Mission vernahm, schmeichelte er sich in der That Christinen folgen zu können, von der man sagte, sie begebe sich nach Schweden, um die Krone wieder an sich zu nehmen.

War dies ihre Absicht, so mußten ihr ergebene Diener und vor Allem solche willkommen sein, welche sich ihrer Sache mit Leib und Leben hingaben. Nicht ohne Grund rechnete La Molière auf den Weltblick der Königin,

die Männer von seiner Erscheinung wohl zu würdigen wußte. Allen diesen Erwartungen machte nun, wie wir erfahren haben, eine zufällige Aehnlichkeit mit Monaldeschi, sowie die Antwort ein Ende, welche die Abgesandten vom Reichsrath zu Stockholm zurückbrachten.

Die Vernichtung dieser letzten Hoffnung konnte La Molière nur schwer überwinden. Ein anderes Ziel unerklärlichen Sehnens stand ihm vor Augen, wohin es ihn führe, war gleichgiltig. Für ihn sanken jetzt die letzten Flitter, womit sein Ehrgeiz bisher das Leben noch schmückte, in eine weite, dunkele Kluft vor seinen Füßen hinab. Es war das Alles verschlingende Grab, jenseits dessen sich ein unermeßliches dämmerndes Gefilde ausbreitet. Wir nennen es Ewigkeit. In der unterschiedslosen Halbhelle ist, wie im Aufenthalt der Schatten, nichts mehr wesenhaft, nichts als zwei Lichter, zwei Sterne, zwei Augen, die ihn anblicken, leidklagend, liebend und mit unaussprechlicher Güte. Für seinen Begleiter schien der Capitän zu schlafen, während er doch in den Brandungswellen tobender Aufregung, wie ein hoffnungslos ringender Schwimmer, aus dem Meere zum Gestade und von da wieder ins Meer zurückgespült wurde.

Welche Gemüthsstimmung uns auch auf der Reise begleite, der mechanische Umschwung der Räder wird durch Affecte weder beschleunigt noch aufgehalten. „Letzte Station, mon Capitaine!“ rief Monsieur de Baar. Molière, aus seinen Träumereien auffahrend, sah sich verwirrt um und

in weniger als einer kurzen Stunde waren die Herren wieder in Kassel.

Wir haben am Schluß unseres Kapitels noch Etwas zu erwähnen; es ist der Empfang bei dem Herrn Präsidenten, welcher dem Rath während und nach der Audienz sehr viel Sonderbares zu denken gibt. Se. Gnaden hatte ihm, seit er Protest gegen die Lehnseinweisung eingelegt, immer eine gewisse kalte Zurückhaltung gezeigt, warum kamen Dieselben jetzt in einem durchaus anderen Tone auf eine Sache zurück, die mit seinem Gesandtschaftsbericht in keinerlei Verbindung stand? Auch lag etwas Mysteriöses, was errathen sein wollte, in der Art, womit er des Cavaliers Ihrer Hoheit der Prinzeß Elisabeth erwähnte. Den häufigen Erkundigungen nach Monsieur d'Oberndorf lag doch offenbar ein anderes Interesse zu Grunde, als seine gegenwärtige Mission nach Berlin.

„Ich begreife nicht, sagte de Baar beim Weggehen zu sich, was Se. Gnaden mit all diesen Detours beabsichtigen, aber ich begreife sehr gut, daß es beunruhigend ist, aus einer Audienz ein Räthsel mit nach Hause zu tragen, zu dem man nicht den Schlüssel finden kann."

Dieser aber lag in dem Gerücht, daß der vermißte Erbe von Oberlennthal wieder aufgefunden worden sei, einem Gerücht, von dem Herr de Baar allerdings noch Nichts gehört haben konnte.

Neuntes Kapitel.

Die Folgen eines Entschlusses.

„Es ist nun so, ich bin einmal entschlossen!“ sagte der Kammerjunker Karl Adalbert von Neuenstein zu seiner Mutter, die in demselben Zimmer, auf demselben hochlehnigen Sessel ihren Platz genommen, welcher an jenem denkwürdigen Sonntag Morgen der Schwägerin überlassen blieb. Von Zeit zu Zeit trocknete sich Mama die Stirn mit dem Spitzentaschentuch ab und wischte dann wieder rasch einige an ihrem Seidenkleide bemerkte Thränenflecke aus, damit ja nicht Spuren des ätzenden Nasses in den Streifen von zartem Grau, Rosa und Grün zurückblieben.

Rechts ihr zur Seite bequemte sich eines Canapees der Onkel Karl Adalberts, der, als wir ihm in dem engen Gäßchen begegneten, zu sehr eilte, als daß wir sein Porträt beenden konnten. Er ist ein Mann über die fünfzig, klein von Person, der durch eine, den Rücken entlang wallende Perücke die ausgewachsene Schulter zu verstecken suchte. Seinem außer Verhältniß großen Gesicht fehlt

der an Verwachsenen oft bemerkte scharfe Zug nicht, und wie diese gern auffallende Farben zur Kleidung wählen, so läßt er sich meist in Scharlach oder in Lichtblau sehen. Jetzt ist seine Stirn gefaltet und die Mundwinkel herabgezogen, der höchste Ausdruck der Mißbilligung, dessen ein Gesicht fähig ist. Von Zeit zu Zeit sticht er an den breit aufgesteiften Bändern seiner Schuhe mit einem eleganten Rohr herum und Alles das, um den Blick des Neffen zu vermeiden.

Anders, aber viel unverkennbarer, drückt sich die Unzufriedenheit in Gesicht und Haltung der Erbküchenmeisterin aus, der man wohl ansieht, wie geringschätzend sie die eben verkündete Entschließung eines jungen, unerfahrenen Menschen beurtheilte, der von plötzlichem über ihn gekommenem Glück und Reichthum berauscht, nun Alles für ausführbar hält, was ihm in den Kopf kommt.

Dieses ist der Rahmen für das kleine Familiengemälde, welches wir nun weiter auszuführen haben.

„Du bist entschlossen, mein Sohn, redete die Hofmeisterin diesen an, und ist das der einzige Grund, den Du mir auf meine so sehr gerechtfertigten Einwände geben kannst? Man entschließt sich auch zu höchst unverständigen Schritten, wenn man die Gründe erfahrener Verwandten, welche nur das Beste wollen, nicht anzunehmen den Vorsatz gefaßt hat.“

„Aber, gnädige Mama, entgegnete schmollend und mit dem Absatz aufstoßend Karl Adalbert, Sie berücksich-

tigen doch auch nicht im mindesten, daß mir eine Verbindung mit der Nichte des Präsidenten platterdings zuwider war. Außerdem ist ja jetzt Fräulein Arsenie glücklich unter der Haube und damit diese Sache zu Ende."

„Ich würde mir an Deiner Stelle, ma belle soeur, gar nicht diese Mühe mit Karl geben, — sprach die Wildungen vom Canapee herüber, — seine Gedanken sind wie die Flamme eines umhergetragenen Lichtes, die der Luftzug stets nach der entgegengesetzten Seite hintreibt."

„Wie meinen Sie das, meine erzürnte Tante?" frug der Kammerjunker, der darauf rasch die Antwort erhielt:

„Zorn wäre wohl das Letzte, was ich über mich kommen ließ, wenn ich Dinge vorgehen sehe, die wegen ihrer Unüberlegtheit weit eher Bedauern erregen."

„Lusine, ich bitte Dich, reize Karl Adalbert nicht", sagte die Mutter.

Der Oheim und die Wildungen warfen sich einen bedeutsamen Blick zu und zuckten die Achseln.

„Ma tante, hob der Kammerjunker an, dem es nicht entging, daß er an Mama noch einen Rückhalt hatte, ma tante, dürfte ich wohl fragen, worauf Sie anspielen?"

„Mein Gott, warum nicht! gab sie zur Antwort. War denn die bald wieder aufgegebene Caprice, den Monsieur Palis de la Molière zu copiren, wohl etwas Anderes als eine Lächerlichkeit?"

„Hemm! rief Karl Adalbert im Aerger sich vergessend, man könnte darauf zurückkommen!"

„Thue doch das! sprach der Oheim, mit einer Stimme, die einer in der Pfanne spratzelnden Speckschnitte ähnlich klang. Thue das, es wäre immer noch erträglicher als Dein gegenwärtiges Beginnen!"

„So? meinen Sie wirklich, mon oncle?"

„Ja, Du wirst dann wenigstens nicht Gefahr laufen, mit Deiner Bewerbung bei Fräulein Genevieve durch den Korb zu fallen."

Die Tücke seines Oheims kam so unerwartet, daß der Kammerjunker für den Augenblick perplex keine zurückweisende Antwort fand und die Hofmeisterin ihm mit den begütigenden Worten zuvorkam:

„Karl Adalbert wird ein guter Sohn sein und seine Mutter nicht betrüben. Er wird ihr keine Schwiegertochter zuführen wollen, bei der er eine Trennung von mir als die bestimmte Folge voraussieht."

„Beste, gnädige Mama, und wenn ich nun ganz nach dem Lindenhofe zöge, wozu ich schon einige Lust verspüre, wären Sie dann weniger von mir getrennt?"

Dieses Mal sprach der Blick der Hofmeisterin wirklich ihr inneres, wahres Gefühl aus. Der Sohn aber schien das kummervolle Gesicht der Mutter nicht zu bemerken, denn er fuhr fort:

„Geben Sie also ihre Einwilligung dazu, gnädige

Mama, denn wie gesagt, ich bin entschlossen, um Fräulein Genevieve zu werben."

Als er sich mit steifem Compliment gegen den Oheim und die Wildungen empfohlen und der Mutter die Hand geküßt hatte, sah diese trostlos nach den Beiden hin; keiner mochte antworten.

„Es ist schrecklich! unterbrach die Witwe die entstandene Stille, — schrecklich, so an der allerempfindlichsten Stelle getroffen, ja durch sein eigenes Fleisch gestraft zu werden! Meine böse Ahnung hat mich nicht betrogen. Du erinnerst Dich, Cusine, was ich Dir gleich bei der ersten Vorstellung am Hofe über die Feuerpfeil sagte; nun scheint es, geht dieses Vorgefühl in Erfüllung. Wenn ich diese Person zur Schwiegertochter haben müßte, das wäre geradezu der Nagel zu meinem Sarge."

„Karl Adalbert ist ein schwankender Charakter; möglich, daß er in kurzer Zeit auch diese Flirre wieder aufgibt, wenn man ihn nur an der Ausführung seines Vorsatzes noch für einige Zeit hindern kann", meinte die steife Tante.

„Ich zweifele, er ist wie umgewandelt, sagte die Mutter. Nichts, gar nichts hat der Brief uns genutzt. Es ist ihm ganz eins, ob die Landgräfin Genevieven zurücksetzt, oder mit Gnaden überhäuft; ja, das erstere scheint er fast vorzuziehen, und irre ich nicht, so wird er, wenn er erst verheirathet ist, sich ganz vom Hofe zurückziehen und ein Krautjunker werden. Das ist dann eine erfreuliche Aussicht, Gott sei's geklagt."

Darauf entgegnete der Oheim ironisch: „Was wollt Ihr, meine Damen, die Liebe hat so wie das Spiel ihre Wechselfälle. Er kann sich auch noch einmal wieder umwandeln, wenn ihm ein schöner Korb zu Theil wird."

„O, mit beiden Händen greift die Feuerpfeil zu, um wieder in den Besitz ihrer Güter zu kommen", rief die Hofmeisterin.

„Notez bien ma soeur! nur zur Hälfte, zur Hälfte nur!" bemerkte der Oheim.

„Stützen wir uns nicht auf so schwache Hoffnungen, fiel die Wildungen ein, sehen wir lieber zu, wie wir Karl das Mädchen auf eine andere Art aus den Augen bringen, da der Brief wenig oder gar nichts verfangen will."

„Ich, sagte Christoph Ernst, ich bin für einen Korb. Glaubt nur, das ist besser. Denn bringt Ihr es auch dahin, daß Genevieve in Heidelberg angenommen wird, wer steht Euch dafür, daß das verwöhnte Karlchen seiner Amantin nicht bis dort nachreist; könnt Ihr ihn etwa davon abhalten? — Seht, meine Damen, ich, der ich Euch erst den Schlüssel zu dieser Liebescomödie gab, über die jetzt da der zärtlichen Mama die Augen übergehen, ich bin nach meiner Gewohnheit der Sache gleich näher nachgegangen und da habe ich denn herausgebracht, daß Monsieur Charles und Mademoiselle Genevieve auch schon ein Rendezvous vor dem Thor gehabt haben. Dort in einem Garten haben sich beide gesehen, gesprochen, aber Genevieve hat sich nicht erklärt. Sie sagte nicht ja, nicht

nein und hat der Madame de Baar, welche sie an Karl Adalbert verkuppelen möchte, erwidert, sie werde Alles auf ihren Vormund ankommen lassen, der nun auch wieder da ist, der Racker!"

„O Jesu, Jesu! schrie die Hofmeisterin auf, daß ich dem widerwärtigen Weibe überall begegnen muß!"

Mit einem bösen Zug um Mund und Nase, halb Pan, halb Mephisto, schaute der Oheim auf die Damen und sagte dann:

„Ihr seht nun, daß jetzt das, was ferner geschieht, oder geschehen kann, von der Mama Einwilligung abhängt."

„Von meiner Einwilligung?" frug die Neuenstein.

„Jawohl! Frau Räthin erwarten, daß Du ihr die Ehre erzeigst, zu erklären, daß Karl Adalbert sich mit Deinem Consentiment um des Fräuleins Hand bewerbe."

Ein Blitz der grauen Augen Melusinens fuhr drohend nach ihrer Schwägerin hinüber, während der Oheim ungestört fortfuhr:

„Da mir dies Alles bekannt war, so habe ich es für nöthig befunden, Euer Karlchen zu forciren, trotz des ihm vor den Mund gelegten Schlosses, jetzt hier in Eurem Beisein mit der Sprache herauszugehen. Ihr habt gesehen, daß er die Einwilligung abtrotzen will, Ihr habt gehört, was sein Entschluß ist. Macht jetzt die Sache bekannt, lärmt, tobt, lamentirt, das wird Karl bei der Räthin compromittiren. Mir aber ist ein kleines Zer=

würfniß nicht genug; il faut frapper un grand coup! zu einem unheilbaren Bruch muß es kommen", sprach Christoph Ernst mit emporgezogenen Augenbraunen.

„Jetzt gebt Acht! Auch ich habe in Genevievens Namen Briefe geschrieben! Sie werden drastischer wirken als der Eure, der bei Ihrer F. D. bis jetzt noch nichts effectuirt hat. Briefe, allerliebste kleine Dingerchen, die auf Papierflügeln wie Teufelchen hin- und herfahren, die, so unschuldig sie aussehen, doch mit dem Platzfeuer des Zornes gefüllt sind und das theure Haus an der Fuldabrücke bis in seine Grundfesten erschüttern werden. Liebenswürdige Satanskinderchen, welche, den Wespen gleich, den Widerhaken ihres Stachels in mancher Wunde zurücklassen. Kurzum, die Welt kennt jetzt diese Briefe und erwägt nun, was die Folge davon sein wird. Von Karl wird man sagen, es ist malhonnête von einem Cavalier, daß er seine Billet doux bekannt macht. Monsieur Baar, der darin keinen Spaß versteht, wird ihm nachdrücklichst die Thür weisen. Madame, noch erboßter über den meineidigen Schwätzer, ist seine unversöhnliche Feindin geworden; unsere schöne Base aber, beschimpft wie sie ist, mag zusehen, wer den ihrem Ruf beigebrachten Flecken wieder rein wäscht. Alles fein, ja aufs Feinste ausgedacht, verfliegt nun das Heirathsproject in alle Lüfte, oder geht, wie Ihr wollt, zu allen Teufeln! Seht, mes chères Soeurs, das meinte ich, wenn ich sagte, Karl wird einen Korb bekommen."

„Davon verspreche ich mir wenig Gutes", rief sehr steif und kalt die Erbküchenmeisterin aus.

„Und wozu?" fiel Leonore Neuenstein ihr bei.

„Wozu? Kann man das fragen? Sagte ich nicht, einen Korb wird es absetzen, wie ihn Kassel lange nicht gesehen, und das wirkt bei meinem Neffen wie ein Guß kalten Wassers!"

So sprach der Oheim in einer Pirouette mit den Fingern schnalzend.

„Und diese Unglücksbriefe, frug Leonore, hast Du wirklich so ganz ohne uns zuvor zu fragen unter die Leute gebracht? Das ist ja gerade zum Verzweifeln, das ist unser aller Unglück!"

„Ja, lautete Christoph Ernsts Antwort, wenn es ein Unglück ist, daß ich Euch den Weg zur Versöhnung mit Ihro Gnaden der Frau Präsidentin wieder geöffnet habe. Wie wird die sich freuen, daß jetzt Arsenie an Karl Adalbert gerächt ist, auf den nun durch den Korb, welchen er empfängt, auch jedermann mit Fingern zeigt."

„O, mein Gott! Und Du Christoph machst noch ein vergnügtes, lächelndes Gesicht dazu, wenn der letzte Namensträger unseres Hauses beschimpft wird", erwiderte Leonore.

„Was wollt Ihr, meine Damen, wenn ein Schaaf an den Dornen weidet, muß es alle Male etwas Wolle lassen", replicirte der Oheim.

„Es ist geschehen, was wir nun nicht ändern können,

sagte mit vollem Nachdruck die Erbküchenmeisterin, und nun mon frère, Neuigkeit für Neuigkeit; ich kann Dir auch mit einer fünesten Nachricht dienen. Kurt Adams geraubter Sohn ist wieder gefunden! So geht die Nachricht. Ist's der Fall, so wird Monsieur de Baar uns Deine Briefstellerei so bezahlen lassen, daß wir blutige Thränen über Dich weinen werden."

„Wieder gefunden? Wer? Der Erbe von Oberlennthal?! Ah bah, laß Dir das nicht aufbinden, Melusine, entgegnete der Oheim, die hohe Schulter rückend. Glaube mir, das Wiederfinden dürfte seine Difficultäten haben. Doch, da Ihr nun wißt, was ich Euch nicht länger verhehlen durfte, so lebt wohl, meine Damen!"

Dieses sagend, öffnete Christoph Ernst, ärgerlich, daß seine Anschläge nicht die erwartete Bewunderung gefunden, die Flügelthür und verschwand. Als er aus dem Bereich ihrer Worte war, rief die Hofmeisterin, tiefe Gramesfalten über die Stirn ziehend, aus:

„Ach, ich muß den Tag verwünschen, an dem Madame de Tarente dieses nichtsnutzige Geschöpf hierher gebracht!"

„Und ich wohl nicht weniger! erwiderte ihr Melusine. Doch was sagst Du zu dem Stadtgeschwätz von dem wieder aufgefundenen Sohn?"

„Und Du, was denkst Du über diese unheilvolle Briefgeschichte? Mir liegt sie wie ein Alp auf der Brust. Was solls nur damit?"

„Wenn der Erbe die Lehen wieder zurückforderte?“ murrte die Küchenmeisterin.

„Wenn Karl sich ein Leid anthäte?“ grommelte die Neuenstein, und dann wurde von Beiden wieder einmal, um die alte Bitterkeit aufzurühren, das ganze seit sechzig Jahren aufgelaufene Sündenregister der Feuerpfeils durchgenommen, dem Melusine die für das Mutterherz so bittere Bemerkung anhing: „Karls Benehmen gegen die Familie des Präsidenten ist, ich sehe es voraus, der Sturz unseres Glückes.“

Wir verlassen jetzt die Schwägerinnen, welche mit Mißmuth noch längerhin Ereignisse besprechen, deren Folgen uns in einem folgenden Abschnitt eingehender beschäftigen werden.

Zehntes Kapitel.

Neue Ereignisse.

Seit man die Feuerpfeils im Mannesstamme ausgestorben glaubte, hatte der Lehnanfall, wodurch deren beträchtlicher Grundbesitz an die Neuensteins kam, sein früheres Interesse ganz verloren. Um so mehr mußte es Aufsehen erregen, als ein plötzlich auftauchendes Gerücht, es sei der legitime Nachkomme der Familie wieder aufgefunden, mit immer größerer Wahrscheinlichkeit sich verbreitete. Unstreitig hatte Christoph Ernst, wenn auch ohne sein Wissen, am meisten dazu beigetragen, die Nachforschungen nach dem verschollenen Sohn Kurt Adams wieder anzuregen. Sein interessirter, habsüchtiger Charakter erlaubte ihm nicht, dem Pfarrer von Oberlennthal jetzt die Zusagen zu halten, welche er früher gegen ihn eingegangen, und Wilhelmi erhielt weder eine einträglichere Stelle, noch die dafür von ihm in Aussicht genommene Vergütung. Nun würde, wie er wohl wußte, der neue Patron Oberlennthal wieder haben räumen müssen, sobald der Beweis näherer

Ansprüche gegen ihn geführt werden konnte. Da es aber dem Pfarrer in seiner Lage unmöglich war, ohne den Beistand hochgestellter Personen den irgendwo noch lebenden Prätendenten ausfindig zu machen, und Herr de Baar zu jener Zeit noch zu Hamburg zurückgehalten wurde, so schloß Wilhelmi sehr richtig, daß es für ihn kürzer und bei weitem förderlicher sein würde, dem Geheimen-Raths-präsidenten selbst einen Theil der Nachrichten zukommen zu lassen, die ihm Sabine, oder Cederwisch, vordem mitgetheilt hatte. Ein glückliches Zusammentreffen von Umständen gestattete es, diesen Gedanken zu verwirklichen und Se. Gnaden der Präsident gaben ihm Gehör, da er längst Gelegenheit suchte, der Gemahlin und Nichte für die noch unvergessene Beleidigung Genugthuung zu verschaffen. Das hatte er beiden an dem Abend versprochen, wo Karl von Neuenstein sich so ungebührlich aufgeführt, jedoch hinzugesetzt, daß die Vergeltung nicht weiter greifen dürfe, als es sich mit dem strengsten Recht vertragen würde. Es war nothwendig, dem Leser die Quelle aufzudecken, aus der das Gerücht entsprang, welches Oheim Christoph Ernst, wie wir gesehen haben, eben so sehr mit Unrecht als zu seinem Nachtheil auf die leichte Achsel nahm.

Jetzt kehren wir zu Herrn de Baar zurück, dem es als Curator des Abwesenden zunächst oblag, diese Sache im Rechtswege weiter zu verfolgen und dem aus diesem Grunde von Sr. Gnaden auch schon Winke und Andeutungen gegeben wurden, welche mit unverkennbarer

Deutlichkeit auf Valerian von Oberndorf hinwiesen. Dieser war, wie der Rath sehr wohl wußte, in der That nur der Adoptivsohn eines sonst kinderlos verstorbenen, in der Grafschaft Mark angesessenen Herrn North von Oberndorf; allein wäre Kurt Adam Valerians wirklicher Vater gewesen, so würde sich schwerlich ein zweites Beispiel größerer Verschiedenheit bei so nahem Verwandtschaftsgrade haben auffinden lassen. Nicht nur, daß die geistig wie leiblich hervortretende Ungleichartigkeit ihn diesen Gedanken zurückweisen ließ; der Rath konnte auch jetzt, wo ihm die Paternität weit bestimmter angedeutet wurde, noch nicht recht an eine Verwandtschaft glauben, die sonst so sehr seinem Wunsche entsprochen haben würde. Nichts destoweniger entschloß er sich, auf der Stelle an Oberndorf zu schreiben. Er war mit diesem Brief noch nicht über die Hälfte gekommen, als seine Frau ins Zimmer stürmte und ihn umarmte, was doch sonst selten vorkam. Als er, rasch sich umwendend, Dorotheen ins Gesicht sah, erschrack er über den hohen Grad von Aufregung, welche er an ihr wahrnahm. Auf der Stirne standen Schweißtropfen und ihre Hände zitterten, als er sie anfaßte.

Doris kam eben von dem Besuche bei einer Bekannten und erzählte nun die ominöse Briefgeschichte, wie man sie ihr eben selbst erzählt hatte. Wie von anderen, wurde auch von ihr an deren Wahrheit unbedingt geglaubt. Die Billets selbst hatte Doris nicht zu Gesicht bekommen und blieb also zweifelhaft, ob und was Ge-

neviere geschrieben. War es geschehen, so konnte sie es zwar nicht billigen, aber bei der erklärten Absicht des Kammerjunkers, um ihre Hand anhalten zu wollen, war das doch auch nicht etwas geradezu Tadelnswerthes. Möglich, daß, leicht empfindlich wie sie ist, die Räthin zu anderer Zeit einen Mangel an Zutrauen darin gefunden hätte; jetzt war sie allein nur über Karl Adalbert empört, der, wie sie sagte, die Niederträchtigkeit begangen, diese Briefe an Freunde als Beweise seiner bonnes fortunes herum zu zeigen.

Reumüthige Thränen in dem Auge, warf Dorothee sich ihrem Gemahl nochmals um den Hals und sagte mit immer wiederholten Küssen das Bewußtsein begangenen Unrechts in sich betäubend:

„Geliebter Erneste! Du bist mir über Alles mein liebster, wahrer, goldener Mann! Du, der klügere, der bessere von uns Beiden, und weil Du klug und gut bist, so zürnst Du mir jetzt nicht, daß ich während Deiner Abwesenheit blos aus Mitleid und Barmherzigkeit dem Kammerjunker eine Zusammenkunft mit Deiner Mündel gestattete. Mache mir keine bösen Augen, Herzens-Mann, ich habe mich ja am Ende mehr als Dich betrogen. Verflucht Alles, was Neuenstein heißt und einen Namen trägt, dem die Falschheit und die Lüge angeboren wird! Eine erfrorene Schlange habe ich an diesem Karl im eignen Busen erwärmt, die nun zum Dank dafür mein armes Kind und mich mit ihrer Viperzunge gestochen.

Wie konnte ich nur vergessen, daß er der Sohn seiner Mutter ist, daß er heucheln und scheinheilig thun kann, wie diese selbst.“

„Komm zu Athem, Dorimene! ermahnte de Baar. Fasse Dich und fürchte keine Vorwürfe in Zorn von mir, obwohl Deine Werke der Barmherzigkeit, wie Du sagst, Niemanden Heil bringen werden.“ Je milder seine Worte waren, umsomehr lag ein strenger Ernst in des Rathes Zügen, Dorothee aber, welche nun durch das Geständniß sich das Herz erleichtert fühlte, ließ sogleich ihrem Temperament die Zügel schießen. Sie sprang auf, suchte Papier und Feder zusammen, um sofort ihre ganze Galle auf das Blatt zu ergießen, welches sie Karl Adalbert bestimmte, der, weil er nach dem Zerwürfniß mit seiner Familie sich wieder nach dem Lindenhofe zurückbegeben, von dem ihn aufs neue bedrohenden Sturm keine Ahnung hatte.

Herr de Baar, welcher die Absicht seiner Frau sogleich errieth, verhinderte sie, ihr Vorhaben auszuführen, was, wenn es geschehen, und ihr Zornerguß alsbald in Karl Adalberts Hände gekommen wäre, diesen, wie man aus den kommenden Ereignissen sehen wird, vor einem sehr großen Unglück bewahrt haben würde. Dieses Mal aber war Dorothee ihrem Manne folgsam und selbst darin fügte sie sich seinem Wunsche, daß er an ihrer Statt sich ins Schloß begeben konnte, um mit Genevieven zu sprechen, die vor ihm sicherlich nicht ihre Briefe, wenn anders diese wirklich von ihr waren, verläugnen würde.

Wenn wir nun dem Herrn de Baar auf dem Wege dahin folgen, so wird sich dort erst recht zeigen, daß des Oheims Neuenstein Papierteufelchen ganz seiner Versicherung gemäß Staub genug aufwarfen, daß Viele sich danach die Augen reiben konnten.

Es ist ja wohl noch unvergessen, daß der Saal der Garden und ein daran stoßendes Vorzimmer der Ort war, wohin sich die Herrn von Hof in dienstlichen Angelegenheiten begaben. Dahin richtete heute auch der Kammerjunker seine Schritte, um sich als vom Urlaub zurückgekehrt wieder anzumelden.

Wäre er zu seinem Heil unterwegs einem Freunde, einem Bekannten begegnet, vielleicht würde der ihn gewarnt, ihm gesagt haben, welcher Aufnahme er sich gewärtigen müsse. Doch Karl Adalbert hatte keine Freunde mehr! Reifenberg, Carbe, Zersen und wie sich sonst die jüngeren Offiziere nannten, sie hielten noch an der ritterlichen Sitte fest, welche Beleidigungen der Damen weder erträgt, noch ungeahnet läßt. Ob übrigens das vorliegende Vergehen ganz so streng beurtheilt und als eine ihn entehrende Handlung bezeichnet worden wäre, wenn man nebenher nicht noch von anderer Seite geschürt hätte, mag ununtersucht bleiben. Auffallen muß es immer, daß Offiziere wie Cavaliere, ohne die Briefe zuvor zu prüfen, sich das Wort abnahmen, den Kammerjunker aus ihrem gesellschaftlichen Umgang auszustoßen. Aber der Jugend, wie den Frauen, ist es nun einmal eigen, sich im voraus für und gegen

Personen, wie Sachen, einnehmen zu lassen. Kam ihr Vorhaben zur Verwirklichung, so blieb Karl von Neuenstein nichts übrig, als seinen Abschied zu fordern und den Hof zu meiden. Und vielleicht wollte das der präsidentliche Einfluß von weiblicher Seite erreichen. Wenigstens ist es sonst kaum zu erklären, daß ein junger Brausekopf, wie Constantin Reifenberg, so weit gehen und sein Ehrenwort verpfänden konnte, dem Kammerjunker, wo immer er ihn zuerst sehen würde, die Thür zu weisen.

Völlig unwissend, wie gesagt, über alles das, was während seiner Abwesenheit geschehen, betrat Neuenstein den Ort, wo es ihm wie Schuppen von den Augen fallen sollte, und sonderbar, nicht ohne vorahnungsvolles Herzpochen öffnete er die Thür zum Gardesaal. Keiner seiner Bekannten erwiderte seinen Gruß. Manche wandten sich abseits. Wer konnte ihm das erklären?

Am fernsten von allen stand Reifenberg. Er sprach lebhaft mit einem Offizier, von dem Karl Adalbert, so weit ihn nicht die Fensternische deckte, nur einen Theil seines blauen Casaque's sehen konnte. Wir nahen uns Beiden, um zu hören, was sie sich zu sagen haben. Es war Moritz von Dernbach, welcher unter der Maske der Freundschaft hier den Versucher spielte.

„Beim Element! hob er an, wenn man vom Wolfe spricht, so ist er in der Nähe, da kommt Karl Neuenstein! Ihr werdet jetzt Euer Wort wahr machen und ihm die Thür weisen müssen."

„Als ich mein Wort gab, Moritz, verstand sich es von selbst, daß ich das Schloß ausnahm. Oder denkt Ihr, daß ich so toll sein werde, einen offenen Burgfriedensbruch zu begehen?"

„Von einer solchen Ausnahme, erwiderte Dernbach, habt Ihr nichts gesagt, Constantin, obgleich ich jetzt sehe, daß es besser gewesen wäre."

Reifenberg frug: „Wie so besser? Kein vernünftiger Mensch wird von mir erwarten, daß ich thue, was für einen Offizier unverzeihlich wäre."

Dernbach gab ihm hierauf zur Antwort: „Ich meine auch nicht, daß Ihr es unternehmen werdet, Euch einer so harten Strafe, wie auf den Burgfriedensbruch gesetzt ist, blos zu stellen. Im Gegentheil, wer immer nur bei dem Erlaubten bleibt, weicht dadurch jeder Gefahr aus, und ein jeder wird Euch darum als einen überlegten, alles zum Besten kehrenden jungen Mann preisen. Ob solches Lob nach Eurem Geschmack ist, könnt Ihr am besten wissen."

„Alle Donner des letzten Gerichts, fuhr Constantin auf, Ihr habt eine ganz aparte Art, die Leute ins Feuer zu treiben, Dernbach! Aber ich will Euch was sagen, dieses Mal thue ich Niemanden den Gefallen, voll Schulden wie ich bin, meine Stelle in der Garde aufs Spiel zu setzen. Behagt Euch das nicht, so stehe ich sonst zu Diensten."

„Ich konnte mir denken, lachte der Offizier, daß

das Neuensteinsche Glück dem Kammerjunker auch hierin aus der Klemme hilft. Bald wird ihm einer nach dem anderen die Hand drücken und Alles was wir be- und versprochen, ist pure Comödie gewesen."

Während dieses Gesprächs hatte Karl die ganze Länge des Saales durchmessen, um zum Vorzimmer zu gelangen, wo ihm Monsieur de Großeran, ohne ein Wort zu erwidern, die Meldung abnahm. Sein Geschäft war also schnell beendet, und ohne angehalten zu werden, nahte er sich wieder der Thür, um das Schloß zu verlassen. So niedergeschlagen er Anfangs gewesen war, ebenso stieg ihm jetzt über den Empfang, welchen er gefunden, die Galle. Seine Entrüstung war eben so natürlich als gerechtfertigt, da er sich bewußt war, keinem seiner Bekannten einen Anlaß zu Beleidigungen gegeben zu haben. Und doch mußte es einen triftigen Grund haben, daß hier, wie es schien, über ihn Ehrengericht gehalten, daß er aus ihrer Gesellschaft ausgestoßen worden war. Vor Allem wollte er sich hierüber Aufklärung verschaffen.

Indem Karl Neuenstein in seinen Gedanken nach einem Freund suchte, der sie ihm hätte geben können, machte er, gleich Anderen in ähnlicher Lage, die überraschende Bemerkung, daß die Zahl der seinen überraschend klein sei. Er begriff jetzt, daß Umgang und Freundschaft zwei ganz verschiedene Dinge sind, und daß, wenn der eine sich aus den Gesellschaftsverhältnissen, in welchen wir leben, von selbst ergibt, die andere nur

selten ohne unser Zuthun gewonnen wird. Sich selbst gut berathen zu können, zählte schon Platon unter die verschiedenen Grade menschlicher Glückseligkeiten. War unserem Kammerjunker auch dieser Ausspruch unbekannt, so empfand er darum doch nicht weniger das Bedürfniß nach innerer Erleuchtung, das gerade jetzt um so stärker sein mußte, als er der Hülfe von außenher entbehrte. Wenn es ein Glück wäre, unsere Wünsche immer zu erreichen, so würde sich Karl Adalbert haben freuen können, daß er mit dem Stallmeister La Molière zusammentraf, der ihn mit den Worten anhielt:

„Monsieur, ich komme Ihnen zu sagen, daß man Ihnen einen schlechten Streich gespielt hat. Sie sahen so eben die Folgen. Die Herren finden es unwürdig, daß Sie Billets umhergezeigt, welche Mademoiselle de Fervelle an Sie schrieb. Jene Herren sind im Irrthum; diese Billets sind, wie ich so eben erfahre, niemals von der genannten Dame geschrieben worden; sie sind ihr untergeschoben und das kann nur von Ihrer eigenen Familie geschehen sein, welche ein Interesse dabei hat, eine Heirath nicht zu Stande kommen zu lassen, welche Sie selbst ebenso heiß wünschen, als Ihre Verwandten sie mit Abscheu betrachten. Adieu! Ich bin eilig; wollen Sie mehr wissen, so bin ich für Sie zu Hause. Nehmen Sie meinen wohlgemeinten Rath an, Monsieur de Neuenstein, und reinigen Sie Sich so schnell als möglich von dieser Beleidigung Ihrer Ehre. Wie, brauche ich nicht zu sagen,

hier ist auch nicht der Ort dazu. Auf Wiedersehen, Monsieur! Et par Dieu! Ich sah mehr als Einen Cavalier das Herz seiner Dame auf der Degenspitze davon tragen und wünsche Ihnen ein gleiches Glück."

Nach diesen Worten, die Karls Gehirn wie ein Wirbelwind ergriffen und im Kreise drehten, verschwand der Stallmeister. Auf die ihm noch nachgerufene Frage: „Es ist mein Onkel?" hatte er nur mit einer unbestimmten Handbewegung geantwortet.

„Bei Gott, das kommt von Christoph Ernst! rief Karl Adalbert. Er allein ist der Mann, dem ein so infamer Streich zugetraut werden kann, seine beißende Ironie schonte Niemanden und mehr als je hatte er mich selbst in letzter Zeit mit herabwürdigender Ueberhebung wie einen Schulknaben behandelt."

In beispielloser Aufregung und wankenden Schrittes verfolgte Karl seinen Weg. Er hatte sich dabei irre gegangen und sah zu spät, daß er in jenen Corridoren war, wo die Zimmer der Hofdamen lagen.

Jetzt schlug es elf Uhr. Es hatte geregnet, und wie gewöhnlich waren die Damen in den Rothen Stein befohlen. Die Demoiselles d'Obreuse, Beaudaugere und Genevieve warteten noch auf die stets zögernde Miß Gybson. Da sah Neuenstein, wie zu seinem Verderben herbeigeführt, von der entgegengesetzten Seite des Ganges den Oheim, begleitet von Capitän Winter, auf sich zukommen.

Bei diesem Anblick und in der Rückerinnerung alles dessen, was vorangegangen, verlor er so völlig die Herrschaft über sich selbst, daß er Mutter, Tante, Verwandtschaft, ja selbst den Ort vergaß, wo er sich befand. Der Zorn, welcher ihn beherrschte, hatte seine Züge augenblicklich in so erschreckender Weise entstellt, daß der sich seiner Schuld bewußte Oheim, von einem allgemeinen Zittern befallen, stehen blieb. Doch nur eine Secunde sahen sich beide Auge in Auge. In der nächsten fand Christoph Ernst den Gebrauch seiner Füße wieder und retirirte mit einem Sprung hinter den Capitän.

Was dann im nächsten Augenblick sich begab, erfährt der Leser, wenn er uns freundlichst nach einem von hier weit entfernten Theile des Schlosses, nämlich in den Gardesaal folgen will, wohin, wie nicht anders zu erwarten war, von dem hier begangenen Verbrechen zunächst nur unzusammenhängende Mittheilungen drangen. Geben wir also, was in dem Corridor vorging, nach den unmittelbaren Eindrücken wieder, wie man sie hier bruchstückweise und von Moment zu Moment sammeln konnte.

Der Stallmeister von Azenhofen, der auf Befehle wartend am Fenster stand und eine ungewöhnliche Bewegung im Schloßhof wahrnahm, rief von dort herab: „Was ist denn passirt, daß die Leute so rennen?“

Die Neugier trieb sogleich einige der Herren an die anderen Fenster.

„Was wird es sein, meinte der Jägermeister, welcher

phlegmatisch sich nicht von seinem Sitze rührte, als daß wieder einmal so ein Galgenschwengel von Küchenjungen Butter bei Seite gebracht und darüber ertappt worden ist."

„Ich denke doch, daß etwas Anderes vorgeht, sagte Azenhofen, denn Mademoiselle Beaudaugere kommt mit dem Leibarzt aus dem Treppenthurm, der zum Rothen Stein führt, und läuft wie eine Verfolgte."

„Seht doch, ließ sich der ausgelassene Page vernehmen, ich glaube, sie weint?"

„Ja, sie hält ihr Taschentuch vor die Augen, riefen mehrere. Das ist sonderbar, was mag nur vorgehen?"

Diese Frage wurde nicht beantwortet, allein gleich nachher hörte man im anstoßenden Zimmer, lauter als sonst je, den Landgrafen sprechen, und nicht weniger deutlich war auch Hedwig Sophiens Stimme.

„Wollen Sie wohl den Augenblick von der Thür zurück, Monsieur Victor de Bure!" rief der wachthabende Offizier dem dort horchenden Leibpagen zu, worauf dieser, seine Neugier zu befriedigen, an eins der Fenster eilte.

„Gottes Welt, was ist das? schrie der Page und Azenhofen zugleich, die Mannschaften führen unseren braven Winter zwischen sich. Wie er die rothen Hände über dem Kopf zusammenringt."

„Der Hut ist ihm entfallen, ein Sergeant hebt ihn auf."

„Weiter nichts, Victor! Wie Sie noch so kindisch

sind!" reprimandirte den Pagen der ältliche, verdrießliche Stallmeister, worauf ihm Victor hinter dem Rücken eine Fratze zuschnitt.

Aber nun, nicht minder neugierig als der Ausgescholtene, eilte wer noch sitzen geblieben war, Zeuge eines Vorfalles zu sein, den keiner sich zu erklären vermochte, denn auch den Kammerjunker Karl von Neuenstein sah man jetzt dem alten Capitän von Winter nachfolgen. Seine Kleidung war in Unordnung, sein Haar zerzaust, sein Gesicht entstellt und mit Blut besprengt.

„Das ist ein Rencontre gewesen! Und im Schloß! O weh, o weh, armer Winter!"

So gingen die Wechselreden. Unterdessen waren die Stimmen des Landgrafen und der Landgräfin im Cabinet immer lauter geworden, ein unruhiges Hin- und Hergehen ließ sich vernehmen, und in Erwartung, daß sich die Thür öffnen möchte, begab sich jeder an seinen Platz. Doch die Thür öffnete sich noch nicht, wohl aber kam von anderer Seite die Nachricht, daß der ältere Neuenstein von seinem Neffen im Schloß attaquirt worden und man ihn mit lang nachwallender Perücke habe davon laufen sehen. Diese erste Erzählung wurde bald durch eine zweite berichtigt. Christoph Ernst, hieß es, habe sich hinter die Damen, welche im Begriff gewesen, nach dem Rothen Stein zu gehen, geflüchtet, und dabei sei, weil Karl Neuenstein den Degen gezogen, Miß Gybson verwundet worden.

„Zum Teufel, was hat denn aber dabei unser alter Freund Winter zu thun? frug der Jägermeister. Nun man wird es ja bald erfahren.“

Doch diese Frage war keine müßige. Der Capitän, in der Absicht, einen Burgfriedensbruch zu verhindern, hatte sich dem Kammerjunker entgegengeworfen, dieser aber, als er sich im Beisein Genevievens und der Damen am Rockschooß und Kragen festgehalten fühlte, zog, um Winters gewaltiger Knochenstärke nicht zu unterliegen, den Degen, der ihm dann mit einem Fechtergriff aus der Hand gedreht wurde und dabei eine so unglückliche Richtung nahm, daß die Spitze der Gybson durch den Unterarm fuhr. Doch diesen Ausgang hatte Demoiselle Beaudaugere nicht abgewartet; von Angst getrieben war sie nach dem Rothen Stein geeilt, wo dann Hedwig Sophie aus einem für die Hofmeisterin partheiischen Munde das, was eben geschehen, in einer Weise erfuhr, als sei es Genevieve allein, welche zu diesem höchst unbesonnenen Streit Veranlassung gegeben habe. Darum hatte auch Hedwig Sophie, als sie kurz nachher das Zimmer der Gybson betrat, zu Genevieve gesagt: „Sortez d'ici Mademoiselle!“ und war nur so lange dort geblieben, bis der herbeigerufene Leibarzt die Wunde untersucht und für nicht gefährlich erklärt hatte.

Entrüstet und das Bild der jammernden Gybson, sowie den Schmerz ihrer Hofmeisterin vor Augen, hatte Hedwig unter dem Eindruck dessen, was eben geschehen,

in Aufregung zu ihrem Gemahl gesprochen. Darum vernahm man ihre Stimme so laut und so lange, bis der Landgraf in das Vorzimmer heraustrat, wo er mit Spannung erwartet worden.

Als Wilhelm, dessen Worte bei der plötzlichen Stille weithin vernehmbar waren, in Kürze des Vergehens der beiden Cavaliere, deren Gefangennehmung er befohlen, gedacht hatte, gab Reifenberg seinem wohlmeinenden Freunde Dernbach einen bedeutsamen Blick, welcher sagen sollte: jetzt säße ich auch wie die im Loch, merkt Euch das.

„Wir hätten, hob Wilhelm an, der sich unter den Anwesenden umsah, wir hätten uns am wenigsten gewärtigt, daß ein alter, uns sonst besonders lieber Diener, wie der von Winter, sich so vergehen und vergessen könne. Denn, wenn auch das Händelsuchen, Pochen und Rumoren leider bei unseren Offizieren sehr im Schwang geht; das ist denn doch noch nicht vorgekommen, daß selbst die Damen vor ihren Degen im Schlosse nicht mehr sicher sind. Wie kann ich meinen Zorn darüber verhalten, wenn ein Hoffräulein verwundet, und der Burgfrieden so weit verletzt wird, daß man durch Mägde das Blut hat müssen aufwaschen lassen."

Der Landgraf sprach dieses Mal mit so außergewöhnlichem Ernst, daß eine lange Zeit Alles stumm blieb. Endlich unterstand sich der Jägermeister Rab von Spiegel, die peinliche Stille zu unterbrechen.

„Ew. F. D. wollen in Gnaden betrachten, daß, wenn ein so treu anhänglicher Diener und sonst braver Offizier, selbst, oder vielmehr ohnerachtet seiner höheren Jahre, sich zu einer so groben Uebertretung des Gesetzes hinreißen läßt; was kann, sage ich, für uns alle, die wir auch nur Menschen, anders daraus für ein Schluß gezogen werden, als daß wir als solche sämmtlich wie er gebrechliche Geschöpfe sind, wenn uns auch nur für einen Augenblick die Gnade Gottes verläßt."

Dies war wohl sonst die rechte Art, den Landgrafen von einem unerfreulichen Gegenstand ab und auf andere Gedanken zu lenken, heute aber verfing sie nicht, denn Wilhelm erwiderte:

„Ich merke schon, wo das hinaus will! Da soll ich dann an meiner fürstlichen Gnade dem Winter ersetzen, was ihm durch seine Schuld an göttlicher verlustig gegangen! Nein, Spiegel! das geht aber nicht. Es ist ein abscheulicher Burgfriedensbruch vorgefallen, es ist eine Hofdame dabei verwundet, und Blut vergossen worden, ja Blutverlust im Schlosse selbst."

Der Jägermeister ließ sich aber durch diese Einrede von seiner oft bewährten Praxis nicht abbringen, sondern fuhr fort:

„Wenn eine Verwundung vorgekommen, so denke ich, Ew. F. D. wissen selbst am besten, was eine Wunde heißt, und auch, wie leicht der Zufall es fügen kann, daß selbst die zu allerhöchst stehenden Personen absichtslos ver-

letzt werden können. So oft ich an die unheilvolle Jagd zu Wolkersdorf denke, wo Höchst Dieselben den gefährlichen Schuß durch den Hals bekamen, so oft steht mir auch die wahrhaft fürstliche Fassung, welche Ew. D. damals an den Tag gaben, vor Augen."

„Ganz gut, sagte der Landgraf, doch gehört das nicht hierher!"

„Halten Ew. D. mir zu Gnaden, erwiderte Spiegel, es gehört insofern hierher, als beide Verwundungen Sache des Zufalls waren; und ich meine doch, bei der einen ist ein viel kostbareres Blut geflossen."

„Ihr, Herr Oberjägermeister, dürft Euch nicht beschweren, noch sagen, daß mich eine Wunde von dem edlen Waidwerk hätte abhalten können", sprach der Landgraf.

„Und weil ich dessen eingedenk bin, sagte Spiegel, der sich nicht irre machen ließ, so wollte ich mich unterstehen, zu erinnern, daß Ew. D. die Absicht hatten, sich auf heute nach Hochdero Jägerhaus in der Waldau zu begeben."

„Ist denn Alles in Bereitschaft, Spiegel?" frug der Fürst.

„Ew. F. D. werden an Nichts Mangel haben."

„So wollen wir uns denn dahin erheben und die neuen Rohre einschießen; ich denke, sie sollen uns, wills Gott, künftig noch gute Dienste leisten."

Bei dem Knallen der Büchsen suchten die Herren

dem Landgrafen seinen gehabten Aerger vergessen zu machen und blieben, da keiner Winters Namen erwähnen durfte, über ihres alten Kameraden Zukunft länger als der Leser in Ungewißheit, welcher schon beim Umwenden der nächsten Blätter von den beiden Gefangenen mehr erfahren kann.

Elftes Kapitel.

Das Kastenal.

Diesen Namen führte bis zur Abtragung der Festung ein starkverwahrtes Gefängniß auf der Bastion des Wilhelmsberges, zu dem man vom Wall aus gelangte. Das Innere ist ohne Treppen und die Behältnisse der Gefangenen sind nur auf Leitern zu ersteigen, die, um jede Flucht unmöglich zu machen, zur Nachtzeit weggenommen werden. Der ganze Anblick des Gebäudes verheißt dem, der dahin geführt wird, eine ihn mit Schauder erfüllende Zukunft, denn das Kastinal galt nun einmal nach den Vorstellungen, die man sich davon machte, für ein furchtbares, von Mäusen, Ratten und Gespenstern bewohntes Verließ, und schon die Straße, welche dahin führte, war durch Schmutz und Armuth eine traurige Vorbereitung für den künftigen Aufenthalt.

Durch diese Gasse fuhr nahe vor vier Uhr, vom Brink herkommend, eine mit Bedeckung begleitete Kutsche, deren Rücksitz ein Sergeant der Leibgarde mit gezogenem

Pistol einnahm. In dem einen der Gefangenen wollten Vorübergehende, wie sich bald aussprach, den Capitän Winter erkannt haben. Den Bewohneren dieses Stadttheiles waren die höheren Stände fremd und die wenigen Neugierigen, welche der Kutsche folgten, um die Gefangenen am Kastinal aussteigen zu sehen, zerstreuten sich bald.

Der Aufenthalt, welchen jetzt Oheim und Neffe einnahmen, mußte mit dem Rückblick auf ihr Vergehen Beide zu sehr düsteren Betrachtungen führen.

Das Burgfriedens-Patent für den fürstlichen Hof und andere fürstliche Häuser vom Jahre 1651 bestimmte: „Daß, im Fall jemand so vergessen sein sollte, gegen einen Andern die Wehr zu rücken und denselben blutrünstig zu machen, derselbe, weß Standes und Würden er auch sei, mit Leibesstrafe, und wenn kein Blut geflossen, mit Verwirkung der rechten Hand gestraft werden sollte."

Dieses Strafmandat, noch nicht lange vom Gericht in Erinnerung gebracht, stand in großen Buchstaben am Eingang aller fürstlichen Häuser angeschlagen und war schon von Weitem an dem großen Holzschnitt kenntlich, der eine durch das Beil vom Arm getrennte Hand darstellte, aus der das Blut in weiten Bogen spritzte.

Weniger abstract als heute, liebten es die Juristen von damals, durch Schreckbilder auf die Phantasie des Publikums zu wirken, und allerdings führte im Augenblick der gegenwärtigen Noth diese geschäftige Dienerin

unserem braven Capitän den Act des Handabhauens für sich und seinen Neffen mit allen den ihn begleitenden Umständen in schauerlicher Wahrheit vor das innere Auge.

Bei Karl Adalbert machte die Geschwindigkeit, mit der das eben Erlebte an ihm vorüberging, die Erinnerung daran fast zu einer Traumerscheinung. In der Betäubung, der er verfiel, war er anfangs unempfänglich gegen die Veränderung seines Aufenthaltes, der mit so plötzlichem Wechsel über ihn kam, wie sich nur immer auf dem Theater ein Wald in eine Stube und diese wieder in einen Kerker verwandelt. Als aber allmählig Frost und andere Unannehmlichkeiten sich einstellten, da begann er den Raum zwischen vier rohen, theilweise feuchten Wänden doch höchst traurig zu finden.

Ein Schein des Abendlichtes fiel durch das einzige, hochangebrachte, schmale Fenster auf die glänzende Glatze des alten Winters, den man mit Karl Adalbert das Gefängniß hatte theilen lassen.

„Sie werden Dich nun zum Einzelverhör abführen, hob er an. Wer immer die Hand bei unserem Schicksal im Spiel hat, Gott oder der Teufel, ich danke es ihm, daß nicht jeder auch noch in ein besonderes Loch eingesteckt wurde; so wenigstens kann ich Dir meine Herzensmeinung mittheilen. Jetzt, Karl, sei kein großmüthiger Narr obenein und dahin. Erkläre, wenn Du gehört wirst, daß ich Händel mit Dir gesucht, daß ich zuerst den Degen zog, und Du Dich nur aus Noth vertheidigtest.“

Karl Adalbert machte eine verneinende Bewegung ohne zu antworten.

„Behexter Junge! fuhr Winter auf, Du bist Deiner Mutter einziger Sohn, auf Dir beruht die ganze Hoffnung Eurer Familie, rieber, willst Du zu Deiner ersten auch noch die zweite Dummheit begehen. Willst Du Deinen Kopf oder die rechte Hand hergeben?"

Diese Vorstellung brachte seine auch sonst wässerigen Augen mehr in Fluß, und erweichten Herzens fuhr seine Knochenhand über des Neffen Wange. „Wie Du blaß bist, Karl. Sprich, willst Du aussagen, daß ich Dir, wie auch wahr ist, den Degen mit einer Battute aus der Hand geschlagen. Wer kann dafür, daß er dann so unglücklich fiel. Rieber, ich wollte lieber, daß er eher in mein bestes Pferd gefallen wäre, als in dieser alten Miß ihr englisches Bockfell. Antworte mir Bursch!"

Allein zwei Genossen hielten vorerst bei Karl Adalbert noch aus; der Trotz und die Hoffnung. Er gab keine Antwort, und Winter, der mit weiten Schritten durch das Gemach ging, rang hinter ihm die Hände.

„Starrkopf! sagte er dann vor den Neffen hintretend, hörst Du sie die Leiter ersteigen? Er faßte Karl bei der Schulter, die er heftig schüttelte. Nun sind sie schon im Vorplatz. Ermanne Dich, verteufelter Junge, sei nur um Gottes Wunderwelt in diesem Augenblicke kein Esel und schiebe alle Schuld auf Deinen alten Oheim."

Länger noch ihm zuzureden blieb keine Zeit, vor der Thüre wurden schon die Riegel weggeschoben und der Kammerjunker zum Verhör abgeführt.

„Rieber! rieber!" rief ihm zweimal der alte Mann noch nach und blieb alleingelassen in der peinigenden Ungewißheit, ob Karl Adalbert auch den ihm gegebenen Rath beherzigen werde, den Kopf in die Hand gestützt, in der Gefängnißzelle zurück.

Zwölftes Kapitel.

Prüfungen.

Die Arrestation des Kammerjunkers war kaum bekannt geworden, als sich im Hause der Hofmeisterin-Witwe die Condolenzbesuche in Menge einfanden. Nur den des Obersten Bostrop von Schört, den bewährten Hausfreund, wollte man nicht abweisen, obwohl seine Tröstungen den Wünschen beider Frauen wenig entsprachen. Er hätte sie, wie man erwartete, lieber seiner Fürsprache beim Herrn Landgrafen versichern sollen, als Mahnungen zur Unterwerfung unter unergründliche Beschlüsse vorzubringen. Endlich ging er. Melusine kehrte entrüstet mit der Aeußerung ins Zimmer zurück:

„So was ist kaum zu ertragen! Muß man dem alten Schwätzer für seine Predigt von Recht und Unrecht, von nothwendiger Strafe und was weiß ich sonst, noch Complimente in den Kauf geben."

„Der Leibarzt, Doctor Huxholz, wünscht aufzuwarten!" meldete ein Diener.

„Sehr angenehm! Nun der kommt wie gerufen, denn genest Miß Gybson bald, so steht die Sache so gar schlimm noch nicht.“

Auch diesen geleitete die Wildungen bis zur Treppe, wo sie ihn mit der Frage festhielt: „Wie finden Sie meine Schwägerin?“

„Gar nicht unbedenklich!“

„Und die Miß?“

„Ihre Wunde ist an sich nicht gefahrdrohend, aber seit gestern kommt ein Fieber dazu, was ich nicht gern sehe.“

Hurholz war gleich dem Obersten ein Mann, der bei den Herrschaften sehr viel galt, aber auch, wie Aerzte sich das zuweilen müssen nachsagen lassen, derb und kurz in seinen Antworten; er fuhr daher fort:

„Ja, und ich wollte ersucht haben, daß die Frau Hofmeisterin jedes aufregende Gespräch vermeiden möchten, daß überhaupt die größte Ruhe und Stille um sie ist. Keine Visiten; Niemand; ja selbst Sie, gnädige Frau, sprechen viel zu viel, wie ich bemerkt habe.“

„Wird Miß Gybson wohl bald wieder hergestellt sein?“ frug Melusine, die Weisung unbeantwortet lassend.

Und was antwortete der Doctor? Er sah sie an und sprach: „Können die gnädige Frau der Miß ein Blut beimischen, das nicht bei der geringsten Wunde entzündlich wird, das sich, wie bei jungen Körpern, leicht ersetzt, wohl, so wird sie bald genesen. Aber Blut kann

weder ich, noch sonst ein Medicus in der Geschwindigkeit herbei hexen, das bildet nur die Zeit."

„Grober, alter Brummbär!" rief ihm Melusine in Gedanken nach. Mit weißblauer Nase, das Gesicht nach unten spitz, wie ein Papierdrache, schob sie die Vorhänge von dem umdunkelten Bett der Schwägerin auseinander. Sie hörte sie stöhnend nach Karl Adalbert rufen.

„Du sollst nicht sprechen, Lore, Du sollst Dich nicht aufregen, hat Huxholz gesagt."

„Er hat gut reden!"

„So werde ich Dir nicht antworten."

Das half für einen Augenblick; beide waren allein. Nicht für immer kann der Mensch das Auge gegen ein wider ihn andringendes Schreckliche schließen und nicht alle Zeit sich wegdenken, was ihn tief bekümmert.

Bald frug die Hofmeisterin, deren ergrautes Haar in einzelnen dünnen Strähnen unter der Mütze hervor um das Gesicht flog, nach Christoph Ernst.

„Ich habe Dir ja gesagt, daß er gleich das Weite gesucht. Und daran that er wohl, denn ich würde ihm tüchtig über seine Dummheiten den Text gelesen haben. Wie albern erdacht ist diese Briefgeschichte."

„Großer Gott, ich sagte es gleich!"

„Lore, Du sollst schweigen!"

Eine bange Stille herrschte, als ob ein böser, ihr Haus mit Unheil bedrohender Genius ans Bett getreten sei.

Nach einigen unruhigen Bewegungen begann die Hofmeisterin wieder: „Wer doch den Blick in die Zukunft hätte! Die Cederwisch, warum mußte sie vertrieben werden aus der Stadt; es ist, so oft sie mir aus ihren Karten wahrsagte, Alles eingetroffen."

„Ich bitte Dich, Lore, welche Schwäche! rief achselzuckend die Wildungen. Wer wird sich, statt von seiner Vernunft, durch Kinderspiele einer Betrügerin leiten lassen. Mir scheint, ich habe von ihr bessere Dienste bei Kurt Adam erhalten damals, wo sie sich noch Sabine nannte, als später, wo ihr die Leute den Namen Cederwische anhingen."

„Lusine!"

„Heh?"

„Gib mir das Gesangbuch oder die Bibel!"

„Die Bibel? Scheint Dir etwa, daß zu dieser Stunde der Superintendent Stöckenius kommen werde?" erwiderte die Wildungen, steif auf ihrem Sitz bleibend.

„Nein, ich will beten!"

„Versuch zu schlafen, das ist in Deinem Zustand bei weitem besser."

„Ach, Jesus im Himmel!"

Mit diesem Ausruf warf sich die geängstigte Frau im Bett herum und schrie dann: „Karl! mein Karl im Kastinal, in dem schrecklichen Gefängniß! Lusine, ich fürchte, wir sind zu hart gegen ihn gewesen!"

„Natürlich, erwiderte diese unerschüttert, wir hätten

ihm den Willen lassen sollen, dann wäre doch wieder eine Feuerpfeil in den Genuß der Lehen gekommen, an deren Erlangung von uns ein halbes Menschenleben gesetzt worden. Ich sage Dir, versuche zu schlafen."

„Und Karl verliert um des unglücklichen Burgfriedensbruches seine rechte Hand", wehklagte die Witwe.

„Noch hat er sie! Und hat er sie einmal nicht mehr, mit der Linken allein wird er zehn Frauen fangen können, zur Arbeit braucht er sie nicht", war die Antwort.

Es war für die Neuensteins ganz bezeichnend, daß in diesem Gespräch mit keinem Wort des ehrlichen Winters gedacht wurde, der während dieser Zeit seinem Kopf mit Nachdenken, wie er den Neffen auf Unkosten seiner selbst aus der Schlinge ziehen könne, das Unmögliche zumuthete. So verhalten sich die Menschen mit und ohne Herz gegeneinander! Während das Leiden Anderer zu jenen tausend Wege findet, sind diese ökonomisch mit ihrem Schmerz nur auf die kleine Summe eigener Widerwärtigkeiten beschränkt.

Sagen wir es geradezu; das war anders bei dem Landgrafen, diesem milden, gerecht gesinnten, auf das Wohl aller Unterthanen bedachten Herrn. Ihm kam der Gedanke an den ehrlichen, rauhen Capitän Winter, der eine seiner Jugenderinnerungen war, nicht aus dem Kopf. Und jetzt sah er sich in die Lage gebracht, diesen Genossen seines Kindesalters für immer zu verlieren. Konnte, ja durfte er das Todesurtheil für den unter-

zeichnen, der ihn einst mit eigener Leibesgefahr vor einem schweren Sturz bewahrt, ihm das Leben gerettet? Als Landesherr stand ihm ja allerdings das Begnadigungsrecht zu, aber wie war das mit der Pflicht zu vereinen, Gesetze aufrecht zu erhalten, die für Alle gegeben waren? Durfte er, wo und weil das Herz sprach, eine Ausnahme machen? Zwar hatte Winter, wie sich aus dem Verhör ergab, dem Neffen nur wehren, nur ihn abhalten, nur ein Verbrechen verhindern wollen; allein dann mußte die volle Strafe umsomehr diesen treffen, und einer Mutter den einzigen Sohn zu rauben und den Untergang eines landgesessenen, angesehenen Geschlechtes zu decretiren, das war nicht weniger eine peinliche Wahl.

Anders dachte Hedwig Sophie. Sie besaß in allen Lebensverhältnissen jenen Großblick, der das recht eigentlich fürstliche Attribut ist. Auch sie war nicht ohne Mitgefühl für Winter, wie für eine durch die Schuld des Sohnes schmerzgebeugte Mutter. Allein nach ihrem Urtheil verdiente der Fall denn doch nicht die umständliche Ueberlegung, womit Wilhelm seither sie und sich selbst gequält hatte. Wenn es überhaupt noch außergesetzliche Mittel gab, die Gefangenen der Strafe zu entziehen, dann mußte man sich entschließen, andere gewähren zu lassen, welche sie anzuwenden geneigt sein konnten.

„Jetzt sind schon lange Wochen mit immer neuen Verhören hingebracht, mit Verhören, die Neues nicht ergeben können, die nur dazu dienen sollen, die Vollstreckung

des Strafurtheils hinauszuschieben", sprach zu sich die Landgräfin, welche ein solches Zögern müde war. Heute wieder einmal gedrängt, sagte sie zu ihrem Gemahl:

„Liebden, das ist wie ich meine, ein Combat de Générosité, wobei sich Oheim und Neffe um die Ehre der Straffälligkeit streiten. Die Aussagen der Damen, welche bei dem ganzen Vorgang anwesend waren, haben es längst bestätigt, wie nur das Eine wahr ist. Der wunderliche alte Mann hat keine andere Absicht gehabt, als den Neffen von einer verbrecherischen Handlung abzuhalten. Daß meine arme Gybson dabei am übelsten, der Oheim, der sich zeitig salvirte, am besten wegkam, ist reiner Zufall. Das Schicksal hat den vieux Malin begünstigt."

„Ja wohl! Er wußte es so anzustellen, daß man ihm die Brieffälschung nicht beweisen konnte, sagte der Landgraf, unruhig mit den Armen rudernd; kurz, ich wollte, der bucklige Gaudieb, den wir kürzlich erst mit den Feuerpfeil'schen Gütern belehnten, säße an der Stelle der Beiden im Kastinal."

„Da das nun aber nicht der Fall ist, unterbrach ihn die Landgräfin, so bitte ich, den Herrn von Meysenbug rufen lassen zu dürfen. Er ist ein kluger, umsichtiger Mann, ein Mann, der moyens hat. Er soll mir auf sein Gewissen sagen, ob ihm eine Begnadigung zulässig scheint, und wenn nicht, nun, so werden sich sonst wohl

noch Wege finden, dieser beschwerlichen Sache eine endliche Wendung zu geben."

Nicht lange darnach erschien denn auch der Oberkämmerer; was jedoch Hedwig Sophie damals mit ihm verhandelt, muß vorläufig dem Leser noch verborgen bleiben, der für jetzt nur das aus dem Gespräch erfährt, was auf unsere Heldin Bezug hat.

Wenn wir den gegenwärtigen Abschnitt der Erzählung Prüfungen überschrieben, stand uns dabei der Moment hell vor Augen, wo die Landgräfin zu Genevieven sagte: „Sortez d'ici Mademoiselle!" Hätte sie vergessen können, daß ihr Hoffräulein — wie sie immer noch glaubte, — sich heimlich um eine Stelle am Hofe zu Heidelberg beworben, sie würde den Ton, womit jene Worte gesprochen, ohne Zweifel weniger herb und ungnädig modelirt und sich so die unliebsame Reparation einer Anrede erspart haben, wie sie höchstens unteren Dienstboten zukommen kann.

Die Landgräfin hatte sich vom Zorn hinreißen lassen, und das geschah sehr selten, wenn es aber geschah, so wußte sie so zu versöhnen, daß sie ihre für einen Augenblick bei Seite gelegte Würde ungefährdet wieder zurücknahm.

„Nehmen Sie sie nicht in Schutz! sagte Hedwig Sophie, als Meysenbug Genevieven zu vertheidigen suchte, denn mir ist wohl bekannt, daß, wenn auch die Unächtheit einiger Briefe bewiesen, darum doch noch bei weitem nicht

gesagt ist, daß es neben falschen nicht auch ächte Briefe gibt, und ich weiß, Fräulein Genevieve hat ein besonderes Geschick darin, ihre Correspondenzen hinter unserem Rücken zu führen."

Der Oberkämmerer wollte etwas erwidern, allein die Fürstin schnitt ihm das Wort ab, indem sie fortfuhr:

„Wäre die Sache nicht der Art, daß ich Verhältnisse hoher Personen zu menagiren hätte, so würde es mich nur einen Brief an meine Schwägerin, die Kurfürstin von der Pfalz, kosten, um gewiß zu sein, ob ihr von Genevieve das Gesuch zugekommen, von dem ich das Concept besitze, welches Sie sogleich sehen sollen."

Noch während ihrer Rede öffnete Hedwig die Klappe eines, dem früher beschriebenen Spiegeltisch ähnlichen, vergoldeten Secretärs und reichte, als sie das zerknitterte Blatt aus einem geheimen Schiebfach zwischen anderen Papieren hervorgezogen, dasselbe dem Oberkämmerer hin. Meysenbug überflog prüfend die Schriftzüge und sprach, indem er das Papier mit einer tiefen Verbeugung, aber zweifelndem Lächeln zurückgab:

„Beruht Ew. F. D. Ungunst allein nur auf diesem mehr als verdächtigen Dokument, dann dürfte die Freundin meiner leider noch immer vom Hof zurückgehaltenen Lucie Hoffnung haben, ihrer Prüfungen bald enthoben zu werden."

„Wie, Monsieur de Meysenbug, Sie halten auch dieses Concept für untergeschoben, wie die anderen Briefe?" frug Hedwig mit einem Ausdruck von Empfindlichkeit.

„Allergnädigste Frau, replicirte der Oberkämmerer in halbem Scherz, von meinen Universitäts-Collegien ist das der Diplomatik zwar nicht ausgeschlossen gewesen; wer vergäße aber nicht Vieles von dem, was er einst gelernt hat?"

„Ah, ich wußte wohl, daß Sie bei Ihrer Versicherung schon zweifelhaft waren", erwiderte die Fürstin nicht ohne sichtbare Befriedigung.

„Wie sollte ich es nicht sein, da mir nur wenige Male Genevievens Handschrift zu Gesicht kam. Dagegen wird Lucie um so glücklicher beurtheilen können, ob hier Wahres oder Falsches vorliegt."

„Nein, nein! unterbrach Hedwig, welche den Bogen wieder beschloß, den Oberkämmerer. Es soll für jetzt dabei sein Bewenden haben; würde man mir aber auch beweisen, daß mein Verdacht in dieser Hinsicht unbegründet ist, so werden Sie doch nicht in Abrede stellen, daß Genevieve einen Esprit d'intrigues besitzt, dem wir alle die Unannehmlichkeiten zu danken haben, welche in jüngster Zeit sich am Hofe Schlag auf Schlag gefolgt sind. So weiß ich auch gewiß, daß sie alles darangesetzt, bei dem Kammerjunker von Neuenstein Sentiments für ihre Person zu erwecken und zu unterhalten, wodurch er seiner Mutter den größten Kummer macht. Ohne das würde er mit der Nichte des Herrn Präsidenten nicht in so auffallender Art rompirt haben, ohne das ihm nicht der Streich passirt sein, der ihn nun ins Gefängniß geführt hat." Meysenbug schwieg.

„Es scheint mir, fuhr Hedwig fort, Sie sind nicht meiner Meinung, und ich kann von Luciens Gemahl auch nur erwarten, daß er ihre Prädilection für Genevieven theilt. Ich aber, Herr von Meysenbug, darf und will als Fürstin und Frau, ja als Mutter am wenigsten die Parthie ungehorsamer Söhne nehmen, denn das ist wider die göttliche Ordnung, wenn Kinder ihren Eltern widerwillig sind."

Der Oberkämmerer, welcher eine so gute Art hatte, zur rechten Zeit Verbindlichkeiten zu sagen, fiel hier mit der Bemerkung ein:

„Wenn das Beispiel, welches in dieser Hinsicht dem Lande von Oben gegeben wird, sich auch so leicht auf Andere übertragen ließe, ja, dann freilich würde man die ungehorsamen Kinder mit des Diogenes seiner Laterne suchen müssen. Und außerdem verstehen Ew. F. D. das Befehlen so vortrefflich, daß uns allen das Gehorchen eine Annehmlichkeit ist."

„Die Courtoisie, Monsieur de Meysenbug, gehört ja recht eigentlich an den Hof; ich kann Sie also nicht hindern, wenn Sie in diesem Augenblick so freigebigen Gebrauch davon machen, erwiderte die Fürstin; das ändert aber doch meine Meinung nicht. Genevieve gibt mir keine Marquen eines wirklichen Attachements und so mag sie es denn einmal anderswo probiren, wenn es ihr hier nicht gefällt. Sie muß sich gegenwärtig halten, daß sie in Verhältnissen ist, denen sie sich unterzuordnen hat.

Meine liebe Schwägerin, die Prinzeß de Tarente mag an ihren Espièglerien zu viel Gefallen gefunden habe, ich kann das nicht, und weil sie das weiß und fühlt, so sucht sie sich, wie man mir sagt, für diesen Zwang anderswo dadurch zu entschädigen, daß sie den Leuten Kletten anhängt. Auch ist sie herrisch gegen ihre Leute, unverträglich und auffahrend; ihre Kammerjungfern beklagen sich fort und fort, daß sie einen so schweren Dienst bei ihr haben."

Gern hätte Meysenbug geantwortet: „Nichts gleicht weniger ihrem Bilde als dies; sie ist gründlich verläumdet worden", allein er hielt wohlweislich mit dem zurück, was er dachte.

„Aus Ihrem Schweigen, sagte die Landgräfin, entnehme ich, Sie treten mir auch hier entgegen und sind abermals mehr Luciens als meiner Meinung."

Sobald der Oberkämmerer sah, daß Hedwig bei diesem unerquicklichen Gegenstand noch länger zu verweilen beliebte, nahm er sich vor, ihr nun auch tapfer Stand zu halten. Er erwiderte daher:

„Lucie, wie ihr Gemahl, sind immer der Meinung Ew F. D. Es ist das ein Glück für Beide, ein Glück, das sie vielleicht weniger verdienen, als sie es zu schätzen wissen."

„Ich denke, nun wird das Aber kommen."

„Nicht doch, Durchlauchtigste Frau, vielmehr statt des Abers das Geständniß meines Irrthums. Wie bin ich denn so völlig blind gewesen, daß ich erst jetzt wahr-

nehme, wie Fräulein Genevieve eigentlich viel gefährlicher ist, als wir alle wissen und gedacht haben. Ja, wir besitzen an ihr eine kleine böse Fee am Hofe, eine Fee, die allerlei Gestalten annehmen und so dem Menschen nach Belieben erscheinen kann. Warum sie sich übrigens uns anderen lieblich, ihrer Herrin allein nur als verabscheuungswürdiges Wesen darstellt, das verstehe ich nicht, da ja auch selbst die Feen nicht gegen ihren Vortheil zu handeln pflegen."

Züge des Lächelns um Mund und Nase strebte Hedwig Sophie vergeblich zu verbannen, dann sprach sie:

„Ja, wir sehen leider, daß sie zaubern kann, aber auch, wie ihre Zauber anschlagen. Lieber Herr von Meysenbug, ich möchte Ihnen doch etwas mehr Mitgefühl für eine, durch die Arglist Ihrer Fee schmerzlich verwundete Mutter wünschen, denn ich fürchte, meine arme Hofmeisterin wird es nicht ertragen, wenn die gesetzlich bestimmte Strafe an ihrem Sohn vollstreckt werden müßte."

„Die Frau Hofmeisterin, versetzte Meysenbug, soll wie man sagt, in der Kunst, verschiedene Gestalten annehmen zu können, auch nicht so ganz unerfahren sei."

„Ah! entgegnete die Fürstin, welches Wunder! So hätten wir denn mit einem Male zwei Feen zu fürchten. In der That, das sind interessante Entdeckungen; geben wir nur Acht, daß darüber unser Hof nicht wieder in das kaum noch gestillte Geschrei kommt, große und kleine Hexen zu beschützen. Sie denken wohl, Meysenbug, daß

ich sie nicht kenne? Darin aber irren Ew. Herrlichkeiten! Nicht die Frau Hofmeisterin hat, wie Sie vielleicht glauben mögen, Ihrem Schützling bei mir einen übelen Dienst geleistet. Was ich gegen Genevieve habe, sind viel ernstere Bedenken und diese kommen von ganz anderer Seite." Meysenbug horchte gespannt auf.

„Genevieve ist eine religiöse Zweiflerin, oder steht wenigstens im Begriff, es zu werden."

„Hah, wie sollte das zugehen?"

„Sehr leicht, wenn sie den Umgang mit dem Cavalier Ihrer Hoheit der Prinzeß Elisabeth ferner sucht und pflegt, wenn sie auf seine Lehren horcht und Geschmack an der von ihm cultivirten Descarte'schen Philosophie findet."

„Halten mir Ew. F. D. ein vielleicht zu offenes Erstaunen zu Gnaden. Aber das gehört doch wohl auch ins Feenreich? Herr von Oberndorf ist — wie allbekannt — mit seinen Ansichten sehr zurückhaltend. Und dann, wo und wann sehen sich die Beiden?"

„Ich muß heute einen besonders unglücklichen Tag haben, daß ich mit meinen Nachrichten bei Ihnen keinen Glauben finde, erwiderte Hedwig Sophie. Doch wenn ich Ihnen nun sage, daß mir der Superintendent Stöckenius über Genevieven geklagt hat, werden Sie dann meiner Meinung sein?"

„Hiergegen, sagte der Oberkämmerer mit einer lächelnden Verbeugung, hiergegen ist nichts weiter zu machen! Doch

will ich mich vorerst an einen Trost halten. Monsieur d'Oberndorf ist weit von hier entfernt; ich kann nicht glauben, daß die Ansteckungsstoffe seiner Philosophie ...."

„Von Berlin aus noch Wirkung äußern könnten", wollen Sie sagen."

„Allerdings! wenigstens unvermittelt nicht. Und er hat kaum Einmal an Ihre Hoheit geschrieben."

„Ich aber habe, sagte Hedwig, sonst woher Nachricht, daß er mit Erfolg unterhandelt; Prinzeß Elisabeth wird Kassel bald mit Hervorden vertauschen. Sie ist Aebtissin des dortigen freiweltlichen Stiftes geworden. Und mit dieser Nachricht, Herr Oberkämmerer, will ich Sie entlassen."

„Aha! dachte Meysenbug, sobald er der Landgräfin aus dem Auge war, aha, nun ist mir ja die Sache ganz klar. Man hat dem Herrn Hofprediger begreiflich zu machen gewußt, daß Genevieve lieber durch Oberndorf und die Prinzeß, als durch ihn selig werden will. Ja, das muß freilich wohl seine Eifersucht reizen! Denn meidet nicht auch der Töpfer den Töpfer?" sagte Meysenbug, der seine Humaniora absolvirt, eine schöne Bibliothek gesammelt und des Hesiod Hauslehren wenigstens aus lateinischer Uebersetzung kannte.

„Aber, fuhr er fort, weiter heißt es auch dort: Böses bereitet sich selbst, wer Anderen Böses bereitet. Und es scheint fast, als sollte das bei den guten Neuensteins nunmehr eintreffen und zur Wahrheit werden; es kommt vieles Bedrohliche zusammen. An der Präsidentin

haben sie eine unversönliche Feindin, an Oberndorf allerwahrscheinlichst einen Bestreiter der neu erworbenen Lehen, der Oheim Christoph Ernst ist beim Landgrafen in Ungnade, der Neffe und einzige Sohn mit Todesstrafe bedroht. Das war ein sehr schneller Wechsel des Glücks! Wie einem denn aber hinterher immer einfällt, was man hätte sagen sollen, so möchte ich über mich selbst böse werden, daß ich die gute Gelegenheit vorüber ließ, um zu bemerken, daß Feen weder ihre Besitzungen verlieren, noch der Armuth anheim fallen können, was beides bei Genevieven der Fall ist.

Und mit welchen Gefühlen hatte denn diese — da wir doch auf sie zurückkommen — die Gefangensetzung Karl Neuensteins aufgenommen? Es ist doch nicht zu denken, daß ein Mädchen, wie kalt sie auch sonst sich gegen den Liebenden verhalte, es, ohne innerlich bewegt zu werden, mit ansehen sollte, wenn dieser aus dem doppelten Grunde unglücklich wird, weil er einer unerwiderten Neigung und dem Jähzorn an gefahrvoller Stelle zugleich nachgab. Genevieve konnte sich unmöglich verhehlen, daß Alles, was Karl jetzt leide, ihn nur betroffen habe, weil er sie anmuthig und bis zu dem Grad begehrenswerth gefunden, daß er ein für immer dauerndes Zusammensein mit ihr durch Schließung einer rechtmäßigen Ehe erstrebte.

Diese Ueberzeugung ward Karl Neuenstein förderlicher, als es ihm alle seine früheren Bewerbungen hätte

werden können. Welcher Mensch ist sich immer gleich? Auch den erlesenen Naturen kommen Anwandlungen von Schwäche, bei der sie in Gefahr gerathen, sich selbst untreu zu werden.

Die Lage eines kurz zuvor erst ungnädig beschiedenen Hoffräuleins war keine beneidenswerthe. Konnte nicht auch noch der Tag nachkommen, wo es Hedwig Sophie gefiel, ihr „Sortez d'ici" in einem anderen Sinne zu wiederholen?

Manchen Dingen gibt erst der Verlust ihren Werth, und verloren war ja nun doch für immer die Aussicht auf eine Verbindung, welche, wie ihr die gute Doris eingeredet, eine gesicherte Zukunft an der Hand eines ihr ganz ergebenen Mannes zur Folge haben sollte. Eine Versorgungsehe für die reizende, geistvolle, anmuthige Genevieve? — das freilich war ein erschreckender Phaetons-Fall! Aber wie oft ist es uns nicht gesagt worden und wie viel öfterer wird es noch wiederholt werden müssen, daß der Leib der Kerker der Seele sei. Wer ihn zum Palast ausbauen, wer ihn mit den Früchten dieser Welt zieren möchte, der vergesse nur nicht, wie bald ihm der Einsturz droht.

Zwei perlende Thränen flossen ungehemmt über Genevievens Wangen, dann sagte sie sich:

„Ach, es gab hier eine kurze Zeit, wo ich an Kummer und Mißgeschick noch nicht dachte! Aber, was auch die Prinzeß und die Philosophie Oberndorfs mir

dagegen einwenden mögen, jene Zeit, sie war doch freudiger, schöner, begehrenswerther. Ich kann nicht wie sie empfinden. Die völlige Entsagung, welche beide fordern und üben, ist mir der Tod!"

In dieser Stimmung überraschte sie die Räthin, welche ohne weiteren Eingang ihr entgegenrief:

„Das Neuensteinsche Glück stürzt zusammen! Die Hofmeisterin ist nach einem Fußfall in Ungnade entlassen. Zu früh und über ihre Kräfte hatte sie, um nicht ihren Einfluß zu verlieren, sich angestrengt. Kind, Du bist gerächt, und für sie, welche Deine Erzfeindin war, ist die Stunde der Vergeltung gekommen. Oh, ich juble, ich triumphire, Dein Stern, Genevievchen, geht wieder auf! Ein braver, ein hochansehnlicher, ein Mann, den ich in Gold fassen könnte, den ich aber nicht nennen darf, hat der Heuchlerin die Maske abgerissen. Er hat für Dich gesprochen wie ein Salomo, und es sind der Landgräfin die Augen aufgegangen. Gleich wird der Rath auch hier sein und Alles, Alles wird er Dir erzählen. Noch andere Neuigkeiten habe ich. Ihro Hoheit Prinzeß Elisabeth ist Aebtissin geworden! Sie kann nun keinen Cavalier mehr brauchen, und Monsieur d'Oberndorf, ja, was glaubst Du? der ist bei der Königin Christine angestellt und geht in ihrer Begleitung mit nach Rom."

Dreizehntes Kapitel.

Der Besuch des Pfarrers.

Bald nach der Gefangensetzung des Kammerjunkers sprach beim Rath de Baar der Pfarrer von Oberlennthal vor, und wenn wir jetzt dieses Besuches erwähnen, so müssen wir nach dem eben beschlossenen Kapitel in unserer Erzählung um mehrere Wochen zurückgehen. Er kam dem Vorgeben nach von einer pflichtschuldigen Condolenzabstattung im Hause der Frau Hofmeisterin, wollte aber bei dieser Gelegenheit nicht versäumen, dem Herrn Rath seine Verehrung an den Tag zu geben.

Sein Anzug war nicht besser geordnet, als das letzte Mal, was den Schluß erlaubte, sein neuer Patron werde wohl immer noch nicht Zeit gefunden haben, die ihm zugesagte und so sehr gewünschte Erhöhung des Salairs eintreten zu lassen.

Seit wir zum letzten Mal vom Pfarrer gesprochen, war es zwischen ihm und dem älteren Neuenstein zum vollständigen Bruch gekommen. Denn Christoph Ernst,

dem er nunmehr im Wege war, hoffte durch Entziehung mancher kleinen, bisher genossenen ökonomischen Vortheile, wie auch durch andere Chikanen, ihm seine Stelle zu verleiden, und was er durch diese Absicht erreichte, wissen wir zum Theil. Jetzt ist es Zeit zu sagen, daß der Pfarrer gekommen war, eine Nachricht zu verwerthen, welche für den Curator des verschollenen Erben von höchster Wichtigkeit sein mußte.

Aus dem Nachlaß Kurt Adams hatte Wilhelmi eine kleine, blaue Kiste bei Seite gebracht, worin, wie ihm die Cederwisch damals gesagt, ein Theil des Einbindezeugs bewahrt lag, welches beim Raube des Kindes zurückgeblieben. Dieses Kistchen und sein Inhalt konnte Oberndorfs Schicksal entscheiden, wenn anders er der wahre Erbe war. Unser Pfarrer hatte sich diesen Schatz, wie er sagte, in der Absicht zugeeignet, ihn dem neuen Gutsherrn anzubieten, und da er sehr bald von solcher Absicht zurückgekommen war, kam er nunmehr, bei Herrn de Baar sein Glück damit zu versuchen. Sobald er diesem gegenüber Platz genommen, begann er seine Daumen betrachtend also:

„Das gnädige Fräulein Genevieve — es ist ein französisch katholischer Name, wurde flüsternd eingeschaltet — das Fräulein Genevieve von Feuerpfeil hat nun nach Gottes Rathschluß ihre Familiengüter verloren. Allein der Herr Rath sind ja, wie mir bekannt, Curator für den abwesenden Sohn des seligen Herrn.“

„Und kommen Sie etwa, mir zu sagen, wo ich den finde?" frug de Baar.

„Bei Leibe nicht! fiel Wilhelmi rasch ein, meine Gedanken gingen nicht weiter als bis zu der Möglichkeit, daß sich wohl der Zufall noch ins Mittel schlagen und dessen Auffindung bewirken könnte."

„Man muß an nichts verzweifeln, Herr Pfarrer!" war die Antwort.

„Bei Leibe nicht, hochpreißlicher Gönner! Wenn aber, was doch nicht unmöglich ist, dieser Fall einträte; ih, da wären ja wohl die Herren von Neuenstein die letzte Zeit in dem Besitz von Oberlennthal gewesen?"

„Ohne Zweifel, wenn die Identität des Prätendenten zu beweisen stände. Aber weshalb betheiligen sie sich so sehr an dieser Sache, Herr Pfarrer, wenn ich fragen darf."

„O, man nimmt doch als Christ Antheil am Schicksal des Nächsten! Und dann sehen Sie, wenn ich die in diesem Jahre so besonders gesegneten Fluren des lieben Oberlennthals durchwanderte, so beschlichen mich oft allerlei Betrachtungen über das gänzliche Aussterben dieses adligen Geschlechtes."

„Seien Sie doch froh, daß Sie nicht ein gleiches Schicksal zu befürchten haben, meinte der Rath. Wenn aber ihre Fragen, mein Bester, nicht zur Entdeckung des Erben führen, so wollen wir,. wenns beliebt, diesen Gegenstand bei Seite lassen."

„Freilich führen sie nicht geradezu darauf hin, allein

ich würde Jemanden angeben können, der sich im Besitz von Etwas befindet, welches recht ersprießlich werden könnte, für den Fall, daß der Verschollene einmal retournirt."

„Ei, sagte der Rath, da sind Sie ja ein glücklicher Mann! Und glücklicher noch, wenn Sie etwa selbst schon in dem Besitz dieses Etwas wären."

„Hemm, das wollte ich wohl wünschen!" unterbrach Wilhelmi lebhaft.

„Wünsche es Ihnen auch, mein Lieber, denn dann könnten Sie dafür eine hübsche Summe aus dem Beutel des Herrn von Neuenstein ziehen, der gewiß derartige Beweisstücke nicht aus den Händen lassen würde."

Wilhelmi bewegte mit kleinmüthiger Miene den Kopf, es schien ihm, als ob sein Geschäft keinen rechten Fortgang nehmen wollte, darum sprach er:

„Es scheint mir, hochpreißlicher Herr, als ob sie mich für eine dritte Person zu nehmen beliebten, welche den in Rede stehenden Gegenstand mir eventualiter anvertrauen will. Doch ich bin ungewiß, ob ich mit meiner Erzählung nicht gar lästig falle?"

„Weshalb glauben Sie das, Herr Pfarrer? Da doch ihre Mittheilungen sich auf einen Gegenstand beziehen, der mir hochwichtig sein muß."

„Auch meine Meinung, hochzuverehrender Herr Rath! Wenn nun jene ungenannte Person sogar Angaben machen könnte, ob und wo der Erbe lebt, dürfte dann besagter Dritter sich auf die Fürsprache des Herrn Raths Hoffnung

machen und sich einer großmüthigen Belohnung von Seiten des Erben erfreuen?"

„Zuverlässig, wenn anders der Erbe kein undankbarer Filz wäre, wie sich das zuweilen trifft", entgegnete de Baar mit einer Ironie, von der sich der Pfarrer nicht eben angenehm berührt fühlte.

Nach kurzem Schweigen hob er wieder an:

„Der ältere Herr von Neuenstein, mein gegenwärtiger gnädiger Patron, dürfte, wie der Herr Rath soeben bemerkten, allerdings wohl wünschen, wenn der Art Aufklärungen verschwiegen blieben."

Dann brach der Pfarrer plötzlich ab, um die Wirkung seiner Worte zu beobachten.

„Mein lieber Herr Pfarrer, begann der Rath, welcher diese Absicht längst gemerkt hatte, seien wir Beide gegeneinander aufrichtig. Sie, der Vater einer zahlreichen Familie, — bei dieser Apostrophe erhob Wilhelmi seine wasserblauen Augen mit einem im Himmel Trost suchenden Blick zur Zimmerdecke — haben für diese vielfache Ausgaben, und ihre Stelle ist nicht die beste. Beides drängt Sie, Nebenerwerb zu suchen. Entscheiden Sie Sich kurz, weisen Sie mir nach, ob und wo der Erbe lebt, und Sie sollen mich über Erwarten großmüthig finden. Denn das müssen Sie einsehen, wenn das geraubte Kind nicht Mann geworden, wenn dieser Mann überhaupt nicht mehr am Leben ist, was sollen dann wohl ihre Legitimations-Urkunden noch nutzen?"

Wilhelmi schien sehr betroffen, er ging offenbar mit sich zu Rathe, ob es nicht allzuunvorsichtig sei, nun mit seinem Geheimniß auch vollends herauszurücken. Einen klagenden Blick zu de Baar hinübersendend, begann er endlich:

„Ah, hochachtbarer Gönner, wie ich sehe, sind Sie nicht gewillt, für Eventualitäten etwas anzuwenden. Bedenken Sie jedoch, wenn ich jetzt die Legitimationsbeweise an Herrn von Neuenstein abtrete, daß dieser, falls der Erbe sich nachträglich nun doch fände, die erkauften Stücke herausgeben würde? Nein, diese Stücke müssen Sie auf jeden Fall in Ihren Besitz bringen; Sie müssen Sich ihrer schnellstens versichern, mit Einem Wort, Sie dürfen sie als Curator absentis nicht in andere Hände kommen lassen.“

Der Rath sah den Redenden schlau aus der Ecke seines Auges an und erwiderte dann:

„Eigentlich, Herr Pfarrer, denke ich das auch zu thun; nur will ich so lange damit warten, bis mir der geistliche Hirt von Lennthal, welcher mir gegenübersitzt, den ihm bekannten Aufenthalt jener ungenannten Person angibt, was er bis jetzt nur aus Furcht unterläßt, mich als einen gleich kargen Zahler, wie seinen gegenwärtigen Patron zu befinden.“

Wilhelmis Mund zog sich mit widriger Freundlichkeit nach einer Seite, und er erwiderte dann:

„O, nicht doch, hochverehrter Herr Rath!“

„Na, jetzt rund heraus! Sie wollen zuvor einige Sicherheit haben, daß Ihnen der Preis Ihres Geheimnisses nach dessen Entdeckung nicht entgehe?"

Der Pfarrer, ungewiß, ob hierunter nicht eine juristische Fußangel verborgen sei, sagte langsam und sich die Stirn reibend.

„Einige Sicherheit? Hemm, ja, ja, nachdem man das verstehen will. Ich müßte denn doch, da ich nicht frei disponire, mit jener Person zuvor reden."

„Und diese Person glaube ich zu kennen. Es steckt die alte Sabine dazwischen. Sie ist schon damals, als Herr Kurt Adam sich mit dieser Concubine abfand, in Verdacht des Kinderdiebstahls gekommen."

„So wissen ja der Herr Rath mehr als ich!" rief die Hände erhebend Wilhelmi aus, dem nun Angst und bange wurde, daß er für alle Mühe letztlich doch leer ausgehen werde.

„Hören Sie, Herr Pfarrer, es kommt nicht darauf an, was ich weiß, sondern ob Sie mir, wie ich schon gesagt, verläßliche, zum Ziel führende Nachrichten über meinen verschollenen Curanden machen können? Solche werde ich Ihnen zur Zufriedenheit und je nach ihrem Werthe honoriren."

Der Pfarrer sah in seinen Schooß, ließ einen Daumen um den anderen spielen und frug dann sich räuspernd:

„Und auf wie viel, wenn ich fragen darf, würde sich ohngefähr der Betrag belaufen?"

„Zwei bis dreitausend Thaler, die könnte ich aus den Gütern zahlen, wenn diese wieder Feuerpfeilisch sind."

„Ah, das ist fürwahr schönes Geld! erwiederte Wilhelmi. Aber so auf der Hand, wie der Herr Rath vielleicht denken, liegt die Sache denn doch nicht. Man müßte reisen und dafür Kostenvorschuß erhalten."

„Was meinen Sie damit?"

„O, ich meine meine Reisekosten, wie die Vergütung für einen zeitweiligen Vicar in meinem Amte, Hochzugebietender. Denn sehen Sie, nicht nur, daß ich die Sabine selbst aufsuchen muß; ich würde dennoch nichts bei ihr ausrichten, wenn ich ihr nicht ein bündiges Versprechen von denselben überbringe, daß sie später nicht etwa dann für ihre Geständnisse eine gerichtliche Verfolgung zu gewärtigen hätte."

„So! sprach der Rath, da scheint mir die Zahlung der zweitausend Thaler denn doch noch in weiten Feldern. Und wo hält sich die Alte jetzt auf?"

„Bitte unterthänigst um Nachsicht und Vergebung, wenn ich diese Frage unbeantwortet lasse", erwiderte der Pfarrer, sogleich mißtrauisch, daß de Baar ihn übergehen und sich mit der Cederwisch in directe Verbindung setzen möchte.

„Behalten Sie Ihr Geheimniß, mein Lieber, nur muß ich wissen, wie hoch sich ohngefähr Ihre Reisekosten belaufen könnten. Möglich immer, daß Sie doch nichts bei ihr erfahren."

„Ach, das wäre ja denn auch für mich eine schlechte

Aussicht", erwiderte der Pfarrer, sich vorwärts wiegend und fuhr dann mit schmunzelndem Munde fort: „Ohne des Herrn Raths besserer Einsicht vorzugreifen, rathe ich, wagen Sie nur den Versuch! Es liegt zwar der Ort, wohin das Kind gebracht, in der Grafschaft Mark; dort müßte ich nothwendig Erkundigungen einziehen. Aber ich reise billig; ein Stück Brod von Haus in der Tasche, selbstgemachten Handkäse im Bündelchen, läßt mich manche Zeche im Wirthshause umgehen. Wenn der Herr Rath mir also einige Louis de France vorstrecken wollten?"

„Ihrem Begehren, sagte de Baar nach dem Schreibtisch gehend, will ich in doppelter Hinsicht abhelfen. Hier das Geld, und hier mein Versprechen in die Hand: gegen die Sabine werde ich nicht gerichtlich einschreiten, nur darf sie sich allerdings in Hessen nicht wieder sehen lassen."

Der Pfarrer ging, und während auf der Landstraße sein Abendschatten vor ihm immer länger wurde, gab dem gelehrten Juristen, welcher meditirend in seinem Lehnstuhl zurückblieb, Wilhelmis Hinweisung auf die Grafschaft Mark Gelegenheit, seines Freundes, Monsieur d'Oberndorf, zu gedenken.

Monsieur d'Oberndorf, ja er war eigentlich sehr böse über ihn. Jetzt sollte er sich mit Mühe die Aufklärungen verschaffen, welche ihm dieser mündlich mit wenigen Worten hätte geben können. Nun ja, geschrieben hatte er ihm allerdings, allein der Brief war vor Einlauf des seinigen abgegangen, worin er so dringend um

schnellste Beantwortung der ihm gestellten Fragen ersucht hatte, und nun unternahm er sogar eine weite Reise, es mußte die Verbindung mit ihm immer schwieriger werden, immer mehr Zeit verloren gehen, und dabei war rasches, entschiedenes Handeln von so großer Wichtigkeit. Zu anderer Zeit und unter anderen Verhältnissen, würde er sich sehr gefreut haben zu vernehmen, daß er — wie der Leser schon durch Dorotheens Plaudereien weiß — in seinen Negociationen reussirt, daß des Kurfürsten von Brandenburg Hochfürstliche Durchlaucht die Capitelwahl zu Hervorden mit seinem ganzen Einfluß zu Gunsten der Prinzeß Elisabeth unterstützt hatte, wodurch er seine bisherige Stelle verlor, dagegen aber die Königin Christine nach Rom begleiten sollte.

„Ihre Majestät, schrieb Oberndorf, ist nicht weiter als Helsingborg gekommen. Dorthin war ihr Graf Pontus de la Gardie, abgesandt von den schwedischen Reichsräthen, mit der Erklärung entgegengetreten, die römisch-katholischen Priester aus ihrem Gefolge zu entfernen, da man keinen derselben in Stockholm dulden werde. Diese unzulässige Bedingung hat dann die Königin veranlaßt, augenblicklich die Rückreise nach Hamburg anzutreten. Dort bin ich, bevor ich mich nach Berlin begab, zu J. M. berufen und in sehr gnädigen Ausdrücken aufgefordert worden, sie nach Rom zu begleiten."

So schrieb ihm Oberndorf. Hatte er des Rathes Fragebrief noch erhalten, oder nicht? Die Antwort war

in Geduld abzuwarten! Und was für ein Gesicht werden Se. Gnaden zu der Nachricht machen, daß wir Oberndorf nun für längere Zeit aus den Augen verlieren? Se. Gnaden besaßen in hohem Grade das Talent eines Ministers, die eigenen Gedanken zu verhüllen und die Anderer zu seinen Zwecken zu gebrauchen. Vielleicht war er nicht unbetheiligt bei dem Sturz der Frau Hofmeisterin-Witwe; doch ist das Alles ungewiß.

Vierzehntes Kapitel.

Wer hilft?

Landgraf Wilhelm hatte nun doch das Urtheil unterschrieben. Haufenweise standen die Menschen, um den Anschlag zu lesen. Es lautete für den Kammerjunker Karl Adalbert von Neuenstein auf Hinrichtung durch das Schwert, für den Capitän Winter von Plausdorf auf Verlust der rechten Hand durch das Beil.

Diesem gesetzgemäßen Richterspruch trat das Urtheil des Gefühls entschieden entgegen, denn unverkennbar war jetzt ein Umschlag der Meinungen zu Gunsten der Gefangenen und namentlich Karl Neuensteins erfolgt, in dem man das Opfer unversöhnlichen Familienhasses und der daraus entsprungenen verwerflichen Machinationen erblickte. Diese Theilnahme blieb nicht auf die höheren Klassen allein eingeschränkt; allgemein wurde dem Tag der Execution als einem Tag der Trauer entgegengesehen. Allein das konnte die Lage der Gefangenen, zu denen wir nun zurückkehren, nicht ändern.

Der Abend war schon weit vorgerückt, da sagte Winter, die vor ihm stehende Lampe anfachend:

„Auf eine Begnadigung ist nun nicht mehr zu rechnen! Gott stehe uns bei, wenn die schwere Stunde schlägt.“ Zugleich ergriff er seines Neffen Hand, die dieser, versenkt in schwermüthige Gedanken, ihm willenlos hingab. Der alte Capitän betrachtete diese jugendliche Hand, neben die er seine eigene, roth behaarte und mit Adern überlaufene hinhielt und begann:

„Was für ein Paar ungleiche Kameraden! Karl, Deine Mutter liegt krank, schwer, sehr schwer. Was sagst Du? Du hast sie auf dem Gewissen. Rieber, ich kann mir nicht denken, warum Du Dich in das Fräulein hast vergaffen müssen, die eine Tochter aus der Familie ist, mit welcher Ihr Neuensteins so lange in Hader und Feindschaft liegt.“

Der Neffe schwieg, den Kopf auf die Brust gesenkt. Winter fuhr fort:

„Wenn Du Deiner Mutter gehorcht, wenn Du des Präsidenten Nichte geheirathet, dann wäre erstens die verfluchte Briefgeschichte nicht arrivirt, dann hättest Du Deinen Onkel nicht attakirt, nicht den Degen gezogen, dann konnte das englische Thier, die so einen Spektakel um ihr Blut macht, nicht verwundet werden, und sofort und dahin, was ich Dir Alles nicht zu sagen brauche. Kurz, Monsieur, wenn ich alle diese kreuzweisen Wenns bedenke,

so könnte ich Dir den Buckel fuchteln, wenn Du nicht mein Neffe und zum Verlust der Hand verurtheilt wärest."

Aus dieser Sturmrede ist ersichtlich, daß damals die Gefangenen über ihr Schicksal noch im Ungewissen waren. Bald aber wurde der alte Mann wieder weicher, sein Zorn verflog so rasch, als er entstand, denn er rief:

„Karl, mein Junge, habe ich Dich beleidigt? Gib mir noch einmal die Hand, bevor sie sie Dir vom Arme hauen. Wie sie noch so warmes Leben hat und dahin! Zum Sakrament, wenn Du wenigstens mir gefolgt, wenn Du auf mich bekannt hättest, so wärest Du mit gelinder Strafe davon gekommen. Rieber, ich hatte sie schon glauben gemacht, daß Du unschuldig, daß ich den ganzen Spektakel angerichtet und sie dachten, ja es kann auch so sein, weil mich jeder für den alten tollen Kerl kennt, der sich aus Nichts was macht, nach Nichts was fragt, wenn einmal der Degen blank ist. Was war's weiter für mich; Hand auf den Block, frapp, ein Schlag, und rieber, ich hätte den Schmerz verbissen, in dem Gedanken, daß ich Dich vor der Strafe bewahrte. Aber da kommst Du her und machst mich noch obenein zum Lügner und bist so eigensinnig wie ein Kind und erzählst Alles."

Der Kammerjunker, tief gerührt von diesen aufopfernden Gesinnungen, die in der Schale einer rauhen Rede und im Vergleich zu dem Charakter des anderen Onkels, nur noch mehr sein Herz trafen, warf sich dem Capitän um den Hals und sagte:

„Glaubt mir, Oheim, ich konnte nicht anders! Gott mag mir helfen! Es ist mein Stern, mein Schicksal, das mich führt! Ich würde Euch das doch nicht klar machen können, warum, weshalb ich von Genevievens Erscheinung gleich beim ersten Anblick mich im Innern verwandelt fühlte, so wenig, als ich es selbst begreife. Sie hat ja nie etwas dazu gethan, eher das Gegentheil, oh weit eher! Sie ist mir nie liebevoll gewesen. Vielleicht, daß in meinem Blute der alte Familienhaß sich auslöschen soll, vielleicht hat Alles nur deshalb so kommen müssen. — O, mein Kopf, mein Kopf, dies lange Gefängniß hat mich krank gemacht!"

Winter sah nach Karl hinüber, eine Thräne fand den Weg über seine Wange und floß ungehindert, unempfunden in das Grau seines Bartes.

Als Karl sich wieder etwas gesammelt hatte, däuchte ihm, er müsse doch antworten und sich wegen des ihm vorgeworfenen Ungehorsams rechtfertigen, denn die wahre kindliche Liebe zu seiner Mutter war nur durch die Umstände zurückgedrängt, nicht erloschen.

„Alte Basen, begann er, die wer weiß woher ihre Sprüche haben, hörte ich immer sagen, Ehen werden im Himmel geschlossen! Nun, wenn es denn also da oben vorherbestimmt war, daß Calenberg und Arsenie Mann und Frau werden sollten, welches große Unrecht habe ich denn gethan, daß ich den Wunsch meiner Mutter unerfüllt gelassen?"

Diese Schlußfolgerung war dem alten, guten Winter so fremd, daß er seinen Neffen wie mit gläsernen Augen anstarrte, sie wurden aber noch größer, nahmen noch mehr, wiewohl einen anderen Ausdruck des Staunens an, diese Augen, als nach einem vorangegangenen Geräusch vom Söller her die Riegel der Gefängnißthür sich öffneten, und ein Tisch mit Speisen herein geschoben wurde.

„O Gott, die Henkersmahlzeit!" rief Karl erblassend.

„Die Henkersmahlzeit! wiederholte Winter. Aber rieber, Kerls, laßt Mal sehen, was Ihr gebracht habt? Komm, Karl Adalbert, wir wollen essen, wir wollen uns der Hände heute noch zum letzten Mal bedienen, um das Glas damit zum Munde zu führen, und dann dahin. Greif an, mein Junge, hatz, hatz!"

Der bleiche Neffe schien dieser Einladung keine Folge leisten zu wollen, da aber der Plausdorfer den Schüsseln und Flaschen seinerseits desto tapferer zuspricht, so gibt uns dies Gelegenheit, an die von der Landgräfin mit dem Oberkämmerer gepflogene Berathung zu erinnern, wovon wir damals nur den Theil mit angehört, welcher sich auf Genevievens Verhältniß zu dieser Fürstin unmittelbar bezog. Der Leser wird daraus in aller Kürze erfahren, weshalb jetzt hier aufgetafelt wurde.

„Hochfürstliche Durchlaucht, sagte damals Meysenbug, ein anderes Mittel, unsere Gefangenen der Strafe zu entziehen, weiß ich durchaus nicht! Doch werden sich nur dann Leute finden, ihnen zur Flucht zu verhelfen, wenn

ich diesen die Versicherung geben kann, daß meine Autorität hinreicht, sie gegen die Folgen einer ungesetzlichen Handlung zu beschützen. Ich würde mich niemals unterstehen, einen so krummen Weg in Vorschlag zu bringen, wenn nicht ein ganz ungewöhnlicher Fall vorläge. Der gnädigste Herr ist nun einmal in einem Dilemma, ja ich möchte sagen, in einer so desperaten Alternative, daß ihm nur eine pia fraus heraushilft; denn das sehe ich voraus, unterschreibt er das Urtheil, so wird dieser Act ihm bei seinem gütigen Herzen eine für immer schmerzliche Rückerinnerung bleiben, unterschreibt er nicht, ein steter Vorwurf, einmal vom Recht abgewichen zu sein, welches Regel und Richtschnur aller seiner Regierungshandlungen ist. Es fragt sich also, ob es unter solchen Umständen nicht Pflicht ist, für ihn einzutreten? Und ich bin mit mir einig, daß es geschehen muß, selbst . . . ."

„Wenn eine strenge Moral diesen Schritt nicht würde billigen können, wollen Sie sagen", fiel Hedwig Sophie ein.

„Allerdings, so denke ich. Nur uns, die wir unter dem Gesetz stehen, ist es nicht erlaubt, Grenzen zu durchbrechen, welche zum Wohl des Ganzen und auch da nur aufgehoben werden dürfen, wo Staats-Rücksichten dies nothwendig machen, und auch nur dann, wenn der Regent selbst die Diener dazu autorisirt."

„Ich sehe, Herr Oberkämmerer, Sie wollen eine solche Autorisation von mir in aller Form haben, aber

ich selbst bin nicht Regent und also auch nicht berechtigt, sie zu ertheilen. Dagegen übernehme ich die Verantwortlichkeit, wie in einer Privatsache zwischen meinem Herrn und mir. Genügt Ihnen das, und ist Ihnen Fürstenwort und Handschlag Bürge, daß weder Ihnen selbst, noch denen, welche Sie beauftragen, nachmals aus ihrem Unternehmen übele Folgen erwachsen?" frug die Landgräfin.

„Es genügt mir, gnädigste Frau!"

„Gut, jetzt also zur Sache!"

„Einen Gefangenen aus dem Kastenal zu entführen, begann der Oberkämmerer, das erachte ich geradezu für unmöglich. Vor Allem müssen darum die Herren an einen anderen, hierzu gelegeneren Verwahrungsort gebracht werden. Es ist noch nicht lange her, daß eine gleiche Erleichterung dem Herren von Calenberg und Genossen zu Theil wurde, und es dürfte Ew. F. D. kaum schwer fallen, den gnädigsten Herrn hierzu zu bewegen. Neuenstein hat, wie ich weiß, den ungesunden Aufenthalt nicht so gut wie Winter überstanden, er ist wirklich krank!"

„Ich übernehme auch das, Herr von Meysenbug, und Sie chargire ich mit dem Uebrigen. Der Arrest für Gefangene vom Stand liegt außerhalb der Festung, es wird darum nicht so schwer sein, die Herren von dort ins Freie zu bringen, wo sie dann Pferde zu weiterer Flucht vorfinden. Lassen Sie Karl Neuenstein wissen, er möge sich nach Heidelberg begeben; ich habe dabei meine Absicht. Versehen Sie ihn mit Geld und dem was sonst

nöthig ist, und lassen Sie die Ueberführung bei Nachtzeit geschehen; ich werde Sie avertiren, sobald der Befehl dazu gegeben ist."

Die Zeit, welche zwischen dieser Verabredung bis zu dem Moment verfloß, wo die vermeintlich letzte Mahlzeit hereingetragen wurde, war hinreichend, alle zur Flucht nothwendigen Vorbereitungen anzuordnen. Nun aber mußte die Ausführung um so rascher gehen, wenn der eigentliche Zweck erreicht werden sollte, den Landgrafen der peinlichen Wahl zwischen Wohlwollen und Regentenpflicht durch das Entweichen der Gefangenen zu entheben.

Fast wäre das wohl angelegte Unternehmen noch zuletzt durch den tollen Winter von Plausdorf gescheitert, dessen Unvorsichtigkeit jedem bekannt genug war. Es blieb jetzt weiter nichts zu thun übrig, als ihn seinem Schicksal zu überlassen, welches bei der alten Freundschaft des Landgrafen wohl kein allzuhartes sein konnte, sobald nur der wahre Urheber des Burgfriedensbruchs außerhalb des Bereichs der Gesetze war. Um Winter ganz unschädlich zu machen, war dem ihm vorgesetzten Weine ein Soporificum beigemischt worden, und da auch Karl Neuenstein zum speisen unterwegs keine Zeit blieb, so sehen wir, warum es nöthig war, die Gefangenen zuvor mit einer Mahlzeit zu bedienen, die sie für ihre letzte hielten und die ihnen auf Befehl Wilhelms aus der Hofküche zukam.

Darum sagte auch der Laquai, welcher hinter des Kammerjunkers Stuhl stand:

„Sie sollten Sich doch entschließen, gnädiger Herr, etwas Speise und einige Gläser Wein zu sich zu nehmen.“ Was jedoch der erschrockene Karl Adalbert so deutete, als sollte es von hier aus sogleich zur Publication des Urtheils und von da zur Execution gehen.

Der Tisch wurde nun abgetragen und Karl, der sich der Umarmung seines Oheims kaum entreißen konnte, endlich mehr hinaus getragen, als geführt. Jetzt schlug die große Glocke der St. Martinskirche ein Viertel nach 11 Uhr. Er hörte hinter sich die schweren Riegel zuschieben und stand nun auf dem Söller.

„Ich unterliege dem Schwindel, sagte er, einen Blick in die Tiefe zu seinen Füßen hinabwerfend. Es waren von oben an 30 Fuß, dann trat man auf einen knappen Mauervorsprung ohne Handhabe, von wo eine kürzere Leiter bis zur Erde reichte.

Eine Verzögerung durfte nicht eintreten, Minuten und Stunden waren zuvor berechnet und mußten genau eingehalten werden, wenn der Befreiungsplan nicht entdeckt werden sollte, in welchem Fall keine Macht Karl Neuenstein vor Vollziehung des Urtheils mehr hätte retten können.

Der Laquai, eine vertraute Person, welche Meysenbug in die Hoflivree gesteckt hatte, versuchte in heißer Angst alle seine Ueberredungskunst an ihm. Vergeblich! Neuenstein war so von Furcht ergriffen, daß er es vorzog, die

Execution lieber hier erdulden zu wollen, als die Leiter zu besteigen.

„Das kann nun Alles nichts helfen, sagte der Gerichtsbote, ein vierschrötiger Kerl, wir haben den Befehl, und todt oder lebendig, der Gefangene muß herab! Geht es im Guten nicht, so wird Gewalt gebraucht. Es bringe einer den großen Strick herauf!“

Bei dieser Aeußerung schrie Karl Adalbert laut auf, und Winter tobte gegen die Riegel an der Thür. Die Trabanten ließen sich dadurch nicht irre machen, umgürteten den Kammerjunker mit dem Tau, welches der oben Zurückbleibende langsam nachließ, gaben ihm das Handseil zu fassen und brachten ihre Last so glücklich auf den Boden, wo ihm einer der Soldaten ins Gesicht leuchtete und wahrnahm, wie der Angstschweiß in dicken Perltropfen von seiner Stirn floß.

Als in der Zelle, wo Winter zurückblieb, von dem Geräusch dieser Abfahrt nichts mehr vernommen werden konnte, überhob nach dem häufig genossenen Weine den alten Capitän seine Soldatennatur der Sorge, was nun weiter kommen würde; er nickte ein, erwachte wieder und fiel bald in einen tiefen, festen Schlaf.

Der Leser, mit hundert derartigen geglückten und verfehlten Fluchtversuchen bekannt, wird es erlauben, wenn wir ihn, statt Karl Adalbert zu seinem neuen Gefängniß zu begleiten, jetzt in ein Zimmer des Erdgeschosses des Hauses führen, wo beim Jägermeister von Spiegel

jene Herren vom Hofe auf den Ausgang warteten, welche mit Meysenbug diese immer nicht ungefährliche Echappade eingeleitet hatten.

Auch sie hörten das erste Viertel nach 11 Uhr schlagen, welches die Zeit war, wo der Gefangene abgeführt werden sollte, aber es schlug halb 12, und noch war, was auch gar nicht der Fall sein konnte, das verabredete Zeichen nicht da.

Es ist bekannt, wie die Erwartung die Stunden in die Länge zieht und ausspannt, das aber ist noch viel mehr dann der Fall, wenn eine Unternehmung, mit entschiedener Gefahr verbunden, diese unter allerlei Gestalten der Einbildungskraft vorführt. Die Frage, was kann, was wird kommen? drückt dann mit zunehmender Schwere jede Seele.

„Ich fürchte fast, wir sind verrathen, denn diese Säumniß ist zu auffallend!“ sagte sichtbar erblassend der Hofmarschall.

Spiegel legte das Ohr an die Fensterladen, und Meysenbug stellte das Licht unter den Kaminmantel.

„Ich höre nichts! Die Straße ist still; wo sie nur bleiben, die Kerls“, sprach der Jägermeister.

„Sind wir nicht sammt und sonders gutmüthige Thoren, daß wir solche gefährliche, außeramtliche Geschäfte übernehmen?“ sagte leise der Hofmarschall von Hof.

„Ja, Ihr Herren, nahm Meysenbug das Wort, sollte ein Zufall — und deren gibt es leider immer, —

unseren Plan durchkreuzen, so kann dies für uns eine sehr seriöse Affaire werden. Indeß, man muß nicht sogleich das Schlimmste glauben und den Kopf oben behalten."

In der Ueberzeugung, daß die Bemerkung eine bedenkliche Wahrheit aussprach, mochte keiner die Stille unterbrechen.

„Horch! begann der Jägermeister, die in langsamen Pausen sich folgenden Glockenschläge zählend: Eins — zwei — drei. Nichts weiter? Dreiviertel nach 11; dachte ich doch, es wäre drei Uhr Morgens."

Jetzt begann man genauer, die Entfernung zu berechnen, welche für einen Fußgänger nöthig war, den Hin= und Herweg zu machen, und wußte sich etwas beruhigter. Dann erfolgte eine lange Pause, die jeder dazu benutzte, seine eigenen Gedanken zu verfolgen.

Aber es schlug zwölf, eins, halb zwei und nunmehr bereitete sich jeder vor, das Allerschlimmste zu vernehmen.

„Lassen Sie uns einer um den anderen sachte nach Hause gehen! Denn, meine Herren, ist der Ausgang ein unheilvoller gewesen, so können wir das durch ein längeres Zusammenbleiben, welches überdem Verdacht erregt, doch nicht mehr ändern." So sprach der Hofmarschall von Hof, worauf Meysenbug erwiderte:

„Ich bin der Meinung, keinen an der Befolgung des uns eben gegebenen Rathes zu hindern. Wenn mich aber der Herr Oberjägermeister nicht selbst verabschiedet,

so bleibe ich jetzt aus Neugier, wie ich zuvor um der Sache willen geblieben bin.“

„Ich gestehe, ich gebe das, was Sie die Sache nennen, verloren!“ erwiderte Herr von Hof und wollte nach Hut und Mantel greifen.

„Halten Sie ein! Mich däucht, es klingt wie ferne Tritte auf der Gasse“, flüsterte der Hausherr, indem er zum Fenster eilend, vorsichtig den Laden kläffte.

„Ich gebe ein Namhaftes an die Armen für die Nachricht, daß der Kammerjunker glücklich davon gekommen ist“, sagte Herr von Hof, Hut und Mantel immer noch in der Hand.

„Der Zufall, der Zufall, meine Herren, dieses unberechenbare Ding, das uns so oft schlimme wie gute Streiche spielt, den allein fürchte ich, sonst sind die Anstalten so umsichtig getroffen und so ineinandergreifend, daß Karl Neuenstein, wenn Alles glatt abging, schon ein gutes Stück Weges von der Stadt entfernt sein kann“, sprach der Oberkämmerer.

Da in der Finsterniß und Stille der Nacht sich der Gehörsinn schärft, so vernahm Spiegels gespanntes Ohr genau den Schritt des Herankommenden, der jene Vorsicht andeutete, welche das Bewußtsein der Unsicherheit eingibt. Schnell flog er mit dem Ruf: „Er ist's!“ nach dem Hausflur, um das Nebenpförtchen zu öffnen.

Es war wirklich Meysenbugs Kammerdiener, der, wie schon bemerkt, in Hoflivree gesteckt, die Ausführung

des Unternehmens mit Umsicht geleitet hatte. Der arme Mensch war von ausgestandener Angst und Anstrengung erschöpft. Man ließ ihn niedersitzen und gab ihm ein Glas spanischen Wein.

„An diese Nacht, gnädige Herren, begann der Kammerdiener dann, an diese Nacht will ich Zeit meines Lebens denken!" Er erzählte nun, wie sie zuerst durch des Kammerjunkers Furcht, die schwanke Leiter zu besteigen, aufgehalten wurden, das zweite Mal aber sei der Kutscher arretirt und ihm von einer Ronde die Partisane auf die Brust gesetzt worden.

„Ich sah beim Scheine einer plötzlich geöffneten Blendlaterne, daß es Herr von Derschau war, der den Trupp führte, und da er mich recht gut kennt, so dachte ich, Du bist verloren, wenn er gefragt hätte, wo ich zu dieser Stunde in Hoflivree herkomme. Er hatte aber für jetzt Anderes zu thun, denn er ließ den Sergeant, welcher unsere Begleitung führte, aussteigen, führte ihn etwas auf die Seite, wo ich, im Schatten der Kutsche geduckt, hörte, wie er ihn fürchterlich anfuhr, indem er frug, wohin die Kutsche fahre, und wer darin säße. Es sei gewiß, daß dem Kammerjunker von Neuenstein sammt dem Capitän von Winter in dieser Nacht aus ihrer Gefangenschaft geholfen werden solle, und benahm sich überhaupt sehr brutal." Hier mußte der Erzähler, bevor er fortfahren konnte, erst Athem schöpfen.

„Sie können denken, gnädiger Herr, wandte er sich

dann zum Oberkämmerer, in welche Angst mich dieser absichtlich verlängerte Aufenthalt wegen der Folgen versetzte. Wurden wir nicht fortgelassen, so war die bestimmte Minute versäumt . . ."

„Aber zum Henker, Freund! rief Spiegel, kommt doch zum Schluß, wir schenken Euch Eure Erzählung, ist er in Freiheit, der Kammerjunker, oder nicht?"

„Ja, Gottlob, er muß schon weit sein!"

„Nun, so sprecht getrost weiter!"

„Ich sah also, wie der Herr von Derschau in die Kutsche hinein leuchtete und, indem er seinen Offiziershut abnahm, spöttisch sagte: „Bon soir, Monsieur! Sie werden wohl thun, sogleich wieder umzukehren." Worauf der Herr Kammerjunker ihm etwas antwortete, was ich, da er sanft sprach, nicht verstand. Er hätte jetzt dem Sergeanten sagen sollen, daß er seine Ordre vorzeige, allein weder er noch dieser wußten, wie von jeder Minute Aufenthalt sein Leben oder seine Befreiung abhing, und ich durfte nicht einreden, noch ein Zeichen geben. Endlich that der Sergeant, was er hätte gleich thuen sollen, er wies den Befehl vor, der Offizier rief: Laissez passer! und der Kutscher mußte im Galopp nachholen, was wir versäumt hatten. Das, gnädiger Herr, war der zweite Aufenthalt. Kommt nun ein dritter, dachte ich, so ist Alles verloren."

„Mein guter Freund, fiel Herr von Hof hier ein, Ihr seid einer von den Weitläufigen, wie ich sehe!"

„Ich bin schon am Ende, Herr Hofmarschall.“

Unter den Aeußerungen des Erstaunens, wie es für Derschau möglich gewesen, ihr so wohl bewahrtes Geheimniß zu erfahren, begaben sich unsere Herren, nachdem ihnen Meysenbugs Kammerdiener nun seine Erzählung bis auf den letzten Rückstand gegeben, nach Hause, um den Rest der Nacht auszuruhen, die keiner ohne mehr oder weniger Aufregung zu fühlen, zugebracht hatte. Für den Leser aber soll hier nebenbei bemerkt werden, daß, sobald Karl Neuenstein in die für ihn bestimmte Zelle des neuen Gefängnisses untergebracht war, seiner Flucht nun keine Hindernisse mehr im Wege lagen, die nicht bei den Mitteln, worüber man verfügte, hätten überwunden werden können. Der Schließer, als die Hauptperson, war erkauft und hatte selbst die Durchsägung der Fenstergitter zuvor besorgt. Auch wurde die Möglichkeit des Entfliehens leichter erklärt, und der Schein eines von außen her gewonnenen Beistandes mehr entfernt durch den Umstand, daß dieser Mann seinen Gefangenen auf der Flucht begleitete, dem er außerdem bei seiner Schwäche von großem Nutzen war. Um die Landstraße, welche nach Frankfurt führte, und dort den ihrer wartenden Wagen zu erreichen, mußten Beide erst ein Stück Weges längs der Fulda und dann einen Fußpfad über die Wiesen gehen, welche unter der folgenden Regierung in den Park umgewandelt worden, der unter der Benennung „die Aue“ seinen früheren Namen behalten hat. Später erfuhr man, daß Karl Neuenstein

seine Reise ohne erwähnenswerthe Begebnisse zurücklegte, deren nächstes Ziel, wie die Landgräfin gewünscht, der kurpfälzische Hof zu Heidelberg war, von wo wir jedoch uns alsbald wieder zu seinen in Kassel zurückgebliebenen Nothhelfern begeben.

Diese erschienen ziemlich überwachten Aussehens zu der für die Aufwartung festgesetzten Stunde am Hof; erfuhren aber, daß den Landgrafen ein leichtes Unwohlsein bis zur Mittagszeit im Bett zurückhielt. Es war dieses insofern ein günstiger Umstand, als Hedwig Sophie dadurch Gelegenheit fand, ihren Gemahl auf die bereits eingegangene Meldung des Entweichens Karl von Neuensteins vorzubereiten und zu beobachten, in welcher Weise er sie aufnehmen würde.

„Liebden! sagte Wilhelm, Hedwigs Hand ergreifend und drückend, ganz unter uns gesagt, Gott sei gedankt, es ist mir um zehn Centner leichter auf der Brust! Nun möchte ich aber auch die Herren annehmen, welche zur Aufwartung gekommen sind und dazu will ich mich jetzt erheben, denn mir ist um Vieles besser; ja, als ob mir ein Flor vor den Augen weggezogen wäre."

Als die Herren nach einiger Zeit eintraten, rief ihnen der Landgraf entgegen:

„Also er ist wirklich fort?"

„Er ist auf und davon, erwiderte vortretend der Jägermeister, und Ew. F. D. werden nun den guten, braven Plausdorfer auch in Gnaden seines Arrestes ent-

lassen. Ich wüßte nicht, weshalb er seine Hand einbüßen sollte, da er sie doch nicht hob zum Beleidigen, sondern zum Vertheidigen!"

„Ich frage Euch ja nicht darüber, Spiegel."

„Dennoch, erwiderte dieser, dennoch, gnädigster Herr, ist es arg, daß der alte Kamerad noch in dem Rattenloch, dem Kastenal, sitzt."

„Aber das ist ja ganz und gar gegen meinen Befehl!"

„Freilich wohl! Allein er hat nicht herausgewollt und wenn es wahr ist, geschworen, er werde sich so oder so aus der Welt schaffen, wenn ihm Ew. F. D. nicht wieder der gnädige Herr werden wollen, als welcher sich Ew. F. D. ihm immer bewiesen."

„Spiegel, Spiegel! drohte Wilhelm, Ihr habt ein gewaltig loses Maul!" Man sah es ihm aber nur allzuwohl an, mit welcher Befriedigung der wohlwollende Fürst die Lösung eines Verhängniß-Knotens vernommen, der ihm, gleich einer leiblichen Bestrickung, längsthin an dem Gefühl gewohnter Freiheit Eintrag gethan hatte.

Fünfzehntes Kapitel

Die Aebtissin von Hervorden.

Wenn wir den Leser jetzt zu der neu erwählten Aebtissin führen, wird er sich leicht aus ihren eigenen Worten überzeugen, wie ihr hoher Geist, — von dem Des Cartes sagte, daß er immerdar das Beste für sich und Andere erwähle, — weit erhaben war über Bekehrungsmittel, deren Hedwig Sophie, irregeleitet durch der Hofmeisterin Einflüsterungen, sie beargwohnt hatte.

Treten wir ein! In dem halbverdunkelten, von der kalten Atmosphäre der Askese erfüllten Zimmer sitzt die Fürstin, den Rücken nach dem Fenster gewandt und sagt zu Genevieven, welche auf einem niedrigen Tabouret ihr gegenüber Platz genommen:

„Dir ist nun bekannt, mein Kind, welche neue, unerwartete Wandlung Dein Schicksal erfahren, seit Deine hohe Herrin sich überzeugt hat, daß Du mir weder eine Bittschrift an die Kurfürstin von der Pfalz zur Beförderung übergeben, noch auch durch mich veranlaßt worden bist,

mir in das Stift zu folgen, dem ich nun bald vorstehen werde. Wende mir nicht ein, daß eine Fürstin von so klarem Blick, von so richtigem Urtheil, von so viel anderen Vorzügen, wie die Landgräfin, einen im ganzen doch plumpen Betrug hätte erkennen und durchschauen müssen. Gedenke der Wahrheit, welche Ariostos Stanze ausspricht: „Se, comme il viso, si mostrasse il core!“ oder, wie ich es Dir verdeutschen werde:

„Wenn man das Herz, wie das Gesicht erschaute,
Oft würd' am Hofe dann das Loos gewandt
Deß, der sein Glück auf Druck der anderen baute,
Deß, der beim Herrn in wenig Gnade stand.“

Nicht wird Allwissenheit neben die auf den Thron gesetzt, welchen er durch Geburt zufällt. Denk, daß die Herrscher mehr als andere Menschen von Trugbildern umgeben und Bewohner eines weiten Saales sind, wo der Wiederhall das verlautende Wort im falschen Sinn an ihr Ohr bringt. Mit welcher Geduld, mit welcher Kraft, mit welcher Unermüdlichkeit müßten die für eine Arbeit ausgerüstet sein, bei der es keine Ruhe, keine Unterbrechung gibt. Dennoch wäre es Niemanden gelungen, Dich zu verläumden und herabzusetzen, hätte die Landgräfin ein, Dir zu früh oder zu voreilig gegebenes Versprechen erfüllen können. Manchmal aber lassen wir unseren Verdruß den entgelten, der nur die unschuldige Ursache dazu gab. Deiner Leiden Ende, mein Kind, ist es, daß jetzt dieser Verdruß auf die Dame zurückfällt,

die ihre Ungnade wohl verdiente, indem sie vielen geschadet hat. Es gefällt nun Ihro Liebden, der Mutter zur Strafe, Dir aber zu Gunsten einen Liebhaber zu beschützen, an dessen Hand Du in ein schon verlorenes Erbe wieder eingeführt wirst. Ja, mein Kind, die Hofmeisterin-Witwe sah sich gezwungen, ihre Einwilligung zu Deiner Vermählung zu geben, und Karl Neuenstein wird, wie er geschworen, lieber sein Geschlecht mit sich aussterben lassen, als eine andere Ehe eingehen. Da aber nun Euer Bund unmöglich hier am Hof unter der Obsorge seiner eigentlichen Stifterin noch geschlossen werden kann, so hat die Landgräfin jetzt jenen, Dir fälschlich Schuld gegebenen Plan, selbst aufgenommen und bei ihrer Schwägerin die Stelle eines Hoffräuleins für Dich erbeten. Das ist's, was ich Dir vor unserer Trennung zu sagen hatte."

Statt jeder Antwort bedeckte Genevieve mit beiden Händen ihr Gesicht.

Da die Prinzeß sah, daß sie in dieser Stellung beharrte, so fuhr sie fort:

„Darum sagte ich, daß Dein Schicksal eine unerwartete Wandlung erfahren hätte, denn allerdings so erscheint sie mir."

„Ich bin überredet worden, dem Kammerjunker ein Mal zu begegnen, erwiderte Genevieve, auch jenes Mal ist kein Wort von Liebe zwischen uns gesprochen worden. Sollte auch das, wie so vieles Anderes von mir, der

Fürstin hinterbracht worden sein?" Worauf die Prinzeß zur Antwort gab:

„Hier scheinen sich Zufälliges und Nothwendiges zu verbinden, um Dich zu einer kaum noch frei zu nennenden Wahl zu drängen. Denn würdest Du Absichten, die für die besten und wohlwollendsten gelten können, zurückweisen, so zweifele nicht, daß die kaum wieder gewonnene Gunst dann aufs Neue wanken müßte."

„So bringt mir denn Gnade und Ungnade in gleicher Weise nur Mißgeschick von dieser Seite!" sagte Genevieve mit traurig gedämpftem Ton der Stimme, worauf ihr Elisabeth zur Antwort gab:

„Obgleich ich einen anderen Gemahl für Dich wünsche, einen Mann, an dessen sicherer Seele Du Dich voll liebenden Vertrauens anlehnen, mit dem Du die edleren Reichthümer seines durch Prüfungen geläuterten Geistes theilen könntest, so sind doch unsere Wünsche, wie sie es sein müssen, einer höheren Lenkung gegenüber nichtig."

„Ist damit Oberndorf gemeint?" frug sich die Angeredete mit einem Blick auf die Aebtissin, deren unveränderter Ausdruck ihr keine Antwort gab. „Oder denkt sie nicht, wie es scheint, an ihn, an den zu denken ich so oft mich aufgefordert fühle. Ja, ein Mädchen, welches die Ehe als eine ihrem Geschlecht zukommende Pflichterfüllung ansieht, eine solche Jungfrau mag ihre Hand an den Mann vergeben, den ihr Andere nach vernünftiger

Erwägung äußerer Verhältnisse vorschlagen. Eine solche Jungfrau aber mag ich nicht sein."

„Du schweigst, mein Kind, frug die Prinzeß, dünkt Dir der Gehorsam in diesem Falle so schwer?"

„Ueberaus! lautete die Antwort, ja selbst so unmöglich, daß ich es vorziehen würde, den Hof zu verlassen, wenn anders nicht meine Freiheit zu retten ist. Die Mittheilungen Ew. Hoheit haben mich erschreckt und so erschüttert, daß ich wünschen muß, mich aufs schleunigste mit meinem Vormund zu berathen."

„Ich würde nicht dagegen sein!"

„Bedenkt denn keiner, fuhr Genevieve aufgeregter fort, keiner von denen, die mich so drängen, wie wenig es für mich räthlich ist, einen Bewerber zu erhören, der in mir ein Ideal liebt, dem ich wahrscheinlich noch weniger gleiche, als gleichen möchte. Ja, wer es auch zuerst ausgesprochen haben mag, daß wir uns selbst ein Räthsel sind, er hat die größte Wahrheit gefunden. Denn räthselhaft bin ich mir selbst, daß die Beweise, welche Karl Neuenstein mir von seiner für mich gefaßten Leidenschaft gab, statt mich ihm näher zu bringen, weit eher mich von ihm entfernen. Ich muß eine Liebe begreifen können, wenn ich sie erwidern soll, und diese Neigung verstehe ich platterdings nicht. Was soll sie mir? Was könnte ich ihm sein?"

„Ich habe Dich angehört, Du gut geartetes Kind, begann jetzt die Prinzeß. Ja, wenn wir uns unklare

Ziele stellen, dann dürfen wir gewiß sein, den Weg zu verfehlen, welcher dem einzigen und wahren Heil entgegenführt. Wende nun Deine Augen nach allen Himmelsrichtungen, frage alle, frage Dich selbst, Genevieve, ob es in der Spanne Zeit zwischen Geburt und Tod jemals einen Glücklichen gab? Und wenn Du Dir, wie jeder sich selbst, darauf mit Nein antworten mußt, so begreife, daß eine Liebe aufs Aeußerste zu fliehen wäre, deren eingestandener Zweck es ist, unser, der Erlösung bedürftiges Leben, in andern Persönlichkeiten fortzusetzen. Lehnst Du die Ehe ab, weil durch sie ein der Sünde verfallenes Geschlecht sich fortsetzt, wohl, dann magst Du der anderen Folgen wegen unbekümmert sein. Wiederstrebst Du ihr aber nur, weil Dir der Bräutigam nicht gefällt, dann kann ich Deine Beratherin nicht sein Denn wie es ein Verlangen gibt, das uns an die Welt kettet, so auch gibt es eine Liebe, die unsere Seele von der Welt erlöst. Wohin aber könnten die, welche nach einem von keinem Wechsel mehr bedrohten Glück suchen, sich anders wenden, als zu Gott. Ein Herz, meine Genevieve, welches das Göttliche ahnet, wird die an den Trugbildern des Vergänglichen haftende Liebe nimmer erfüllen. Ein solches Herz, glaube ich, in Dir zu erkennen, und Gott gab Dir eine Seele, mein Kind, die vom Irdischen nicht befriedigt werden wird."

Nachdem die Prinzeß also gesprochen, verfärbte sich ihre Zuhörerin. Sie schloß aus diesem Wechseln der

Farbe, daß der Antagonismus ihrer Rede, die Wurzeln des Lustbäumchens dieser Welt in Genevievens Busen aufs schmerzlichste berührt hatte. Und so däuchte ihr jetzt der rechte Augenblick gekommen, die sündlichen Früchte, welche es tragen könnte, noch in ihrer Blüthe zu knicken. Mit eigenthümlicher Feierlichkeit zog Elisabeth die Hand der Schülerin zu sich und sprach dann mit ihrer zu Herzen gehenden Stimme, betend:

„Deshalb, o Herr, laß Dich jetzt zu uns herab, unsere Bitten zu erhören. Ergieße Dich in unsere Seele und leuchte wie ein treuer Führer, mit dem Glanze Deines allerheiligsten Feuers uns vor auf dem Wege dieses dunkelen Labyrinthes. Vernichte in uns den Trug der Sinne und gib uns nach langem Umirren das wahre und bleibende Gute! Leite in unser Ohr die Harmonien des Himmels, neben denen kein Mißklang niederer Leidenschaften eine Stätte findet. Ja, reinige endlich mit dem Strahl deines Lichtes unsere geblendeten Augen, damit wir erkennen, daß die Dinge, welche wir zu sehen wähnen, nicht sind, die aber, welche wir noch nicht sehen, das wahre, bleibende Sein haben.

Empfange daher unsere Seelen, welche sich Dir zum Opfer darbieten; brenne sie rein in jener lebendigen Flamme, die alle Häßlichkeit des Irdischen verzehrt, auf daß sie vom Körper befreit und mit himmlischer Schönheit umkleidet, ganz dieser Erde enthoben, durch einen zum

wahren Leben führenden Tod in die ersehnte Gemeinschaft der Engel eingehe."

Nach der Extase, zu welcher sich die Prinzeß während ihrer Rede erhoben, sank sie ermattet in sich selbst zurück. Sie überließ Genevieve ihre Hand zum Kuß, die diese mit Thränen benetzte.

Nach einer Weile, die durch kein Wort unterbrochen wurde, sagte Genevieve:

„Ach, mir sind die Schwingen des Geistes wie gelähmt! Und ich möchte in Kleinmuth vergehen, des unerreichbaren Zieles wegen, das sich mir vorstellt. Ew. Hoheit scheiden, und indem ich das letzte Mal Sie sehe, fühle ich mich mehr als je auf Hülfe angewiesen."

Mit einem Blick sanfter Trauer, legte Prinzeß Elisabeth ihrer Zuhörerin die Hand segnend aufs Haupt und sagte dann:

„So wie ich Dir die höchste Liebe geschildert, so wirst Du sie im Getriebe der Welt nicht finden. So bildet sie nur ein einsames, beschauliches Leben aus. Ich könnte Dich auffordern, mich dahin zu begleiten, wo ich zunächst wohnen werde; allein Deine Herrin, mein Kind, welche andere Absichten für Dich verfolgt, wird diese nicht leichtlich aufgeben. Doch hat ja der Mensch auf jedem Wege den Himmel über sich, er darf nur sein Auge zu ihm erheben. Bedenke auch, daß Hedwig Sophie als vermählte Fürstin, einen Standpunkt zur Ehe einnimmt, der ihr nicht gestattet, einen anderen, am wenigsten den

meinigen, zu billigen. Ein harter Schicksalsschluß bestimmt, daß wir Fürstenkinder unsere Hand vergeben, wenn und wo es die Politik für nothwendig findet, gleichviel ob das Herz ihr folgt oder nicht. Glaubst Du, mein Kind, es werde Deine Herrin anderen mehr Berechtigungen zugestehen, als sich selbst? Ich wenigstens glaube es nicht."

„Wehe dann uns Armen und Niederen, die wir fürstliche Verpflichtungen zwecklos für Andere übernehmen sollen", erwiderte Genevieve, von der Kälte dieser Bemerkung verletzt. Die Aebtissin erhob sich nun, bot ihr die Wange zum Abschiedskuß und ließ Genevieve wie betäubt zurück. Unenträthselt blieb ihr ein Charakter, in dem religiöse Inspiration mit weltmännischer Herzenskälte als unvermittelte Gegensätze zusammenstanden. Der Glaube, daß Elisabeth mit Bezug auf sie, an Oberndorf gedacht haben könne, war ihr jetzt lächerlich geworden.

Unterdessen stritten sich zu derselben Zeit um denselben Gegenstand unsere guten Ehegatten; es bedurfte für Doris nichts weiter, um ihren nur nothgedrungen aufgegebenen Wunsch wieder aufleben zu lassen, als daß es, wie sie nun wußte, die Absicht der Landgräfin war, Genevieve durch eine Ehe mit Karl Neuenstein, wenn auch nur indirect, in den ihr entzogenen Besitz der Stammeslehen wieder einzusetzen, wobei ihr denn aber die nothwendige Trennung von ihrem Kinde nicht gefallen wollte.

Eines so mächtigen Beistandes sich erfreuend, glaubte

Dorothee nun den Gemahl leichter als früher zu ihrer Ansicht herüberzuziehen, wenn sie ihm nur die vergebliche Hoffnung auf eine Rückkehr jenes überall gesuchten, aber nirgends zu findenden Erben würde ausreden können. In dieser Absicht hören wir sie denn eben zu dem Rath sagen:

„Aber Erneste! Ihnen hat Genevievens Glück immer weniger als das Recht des imaginairen Erben gegolten, leider weiß ich's! Aber gehen Sie mir mit der Wiederauffindung dieses verlorenen Sohnes, worauf Sie warten werden, wie die Juden auf ihren Messias. Schnik, schnak, der wird nach vierzig und so viel Jahren noch am Leben sein, wird jetzt, wo Sie es gerade wünschen, wiederkommen, um sein Erbe zurückzufordern! Was die Neuensteins einmal haben, das haben Sie. Und wie mögen Sie als gescheidter Mann auf des Pfarrers Wilhelmi Geschwätz etwas geben? Wer so offenbar seinen Nutzen sucht, wie kann man dem trauen? Er gemahnt mich wie ein umher schleichendes Wiesel, das hierherkommt, um die Eier auszuschlürfen."

„Lassen wir Wilhelmi und lassen wir den Erben, ma bonne amie. Es ist eine desperate Parthie, an welche die Frau Landgräfin denkt und ein Trugschluß von Dir obenein, worauf Du baust. Denn der Kammerjunker behält weder den Lindenhof, noch sein Oheim Lennthal, sobald ich näherberechtigte Ansprüche geltend machen kann. Wie oft habe ich Dir das schon auseinander gesetzt."

„Meinetwegen, auch als Frau von Neuenstein wäre Genevieve mir reich genug!"

De Baar sagte mit etwas Unmuth: „Du denkst nur immer an eine Versorgung."

„Und das mit Recht, erhielt er zur Antwort, weil Sie selbst so ganz und gar nicht daran denken. Mädchen muß man verheirathen, so lange sie jung sind, es ist ihre Schönheit keine Waare, die sich überwintern läßt."

„Wir wollen Dir nicht widersprechen, wiewohl aus hübschen Mädchen auch oft ganz angenehme Frauen werden, wie gegenwärtige Exempel darthun." Dieses sagend, ergriff er ihre Hand und ließ Doris eine Tour tanzend im Zimmer machen.

„Gehen Sie mir, Erneste! Sie flattiren, um mich auf andere Gedanken zu bringen."

„Das würde vergebens sein, ich kenne diesen lieben Kopf. Was würde es helfen, Dir zu sagen, daß es nimmer gut thut, in eine Familie zu heirathen, die so ganz von Haß gegen Genevieve erfüllt ist. Wenn auch Karls Mutter der Landgräfin hat nachgeben müssen, das geschah alles nur zum Schein. Da ist noch die Erbküchenmeisterin und der Oheim, die werden unversöhnlich bleiben wie zuvor. Aber wie gesagt, das wirst Du Alles in Wind schlagen, Doris. Besser, ich gebe Dir zu bedenken, einmal am Hof zu Heidelberg, wirst Du Dein Pflegekind nicht mehr um Dich haben, denn Karl Neuen-

stein darf nach Hessen schwerlich zurückkehren, bilde Dir das nicht ein.“

Dieser letzte Einwand schlug offenbar mehr als alle anderen bei Doris durch und hatte die Folge, daß sie nun abzuwarten beschloß, was die Landgräfin etwa zur Beschleunigung dieser Verlobung thun möchte.

So vergingen am Hofe, wiewohl man die Aebtissin nicht sehr vermißte und der Fall der Hofmeisterin unbedauert blieb, doch einige stillere Wochen. Dann aber drängte sich bald Ereigniß auf Ereigniß, von welchen als das Nächste die Entlassung des alten Winter von Plausdorf aus dem Gefängniß zu erzählen bleibt.

Sechszehntes Kapitel.

Die Befreiung nebst anderen Begebenheiten.

Da es der Landgräfin Ernst war, die Bewerbung des Kammerjunkers um die Hand ihres Hoffräuleins zu begünstigen, so konnte sie es nicht gern sehen, daß dem Publikum seine Flucht durch die noch fortdauernde Gefangenschaft des alten Winters, der eine sehr bekannte Persönlichkeit war, im Gedächtniß frisch erhalten wurde. Bedurfte es nun keiner sonderlichen Ueberredungskunst, um den Landgrafen zu bestimmen, dem braven Plausdorf den Rest seiner Strafe in Gnaden zu erlassen, so war es für Hedwig Sophie andererseits desto unerwarteter, bei ihrem Gemahl Wiederspruch gegen den Plan, Genevieve in die Dienste der Kurfürstin von der Pfalz übertreten zu lassen, zu begegnen. Am beharrlichsten rieth Lucie Meysenbug davon ab und wenig fehlte, daß jene ganz so wie es ihr Prinzeß Elisabeth vorher gesagt, die eben erst zugewandte Gunst wieder eingebüßt hätte.

„Ich will aber nicht noch einmal hier am Hofe

ein Gegenstück zu meiner La Motte erleben", sprach die Fürstin mit gehobenen Augenbraunen zu Lucie.

„Die aufrichtigen Sentiments, welche der von allen Seiten verlassene junge Mann, leider unvorsichtig genug an den Tag gegeben, verdienen nicht eine so schnöde Abweisung, wie mein Hoffräulein sie ihm zu Theil werden läßt. Wer würde ihm helfen, wenn ich mich seiner nicht annähme?"

Auf der Frau von Meysenbug Einwand, daß Genevieve noch unter Vormundschaft stehe und wenn sie sich weigere, in kurpfälzische Dienste zu treten, mehr nach fremdem als nach eigenem Willen handele, entgegnete die Fürstin:

„Nein, nein! Ich weiß zu gut, von welcher Seite Genevieve Einflüsse empfängt, obgleich es überflüssig ist, daß ich mich darüber ausspreche. Und was ihren Vormund betrifft, so halte ich den Rath für einen Mann, der Raison annimmt. Er kann sich nicht verhehlen, daß seine Mündel, gänzlich ohne Mittel, der Schuldklagen ihrer Tante wegen dringend einer schützenden Stellung bedarf. Und wer meint es besser mit ihr als die Kurfürstin und ich? Was ist gegen eine Heirath einzuwenden, die, wie sie überhaupt nicht beanstandet werden kann, überdies ein armes Fräulein zu einer wohlbegüterten Dame macht."

Hedwig Sophie besaß als Fürstin unstreitig große Eigenschaften, das hat die Zeit ihrer Regierung erwiesen.

Dieselbe Fertigkeit, womit sie klar erkannte Zwecke bei Staatshandlungen verfolgte, schlug im Privatleben aber zuweilen in unnachsichtige Strenge um. Es war also zu erwarten, daß ein solcher Charakter nicht vor den Schwierigkeiten stehen bleiben werde, welche sich aus ihrer Umgebung gegen eine Heirath erhoben, durch die sie zu spät erkanntes Unrecht jetzt großmüthig ausgleichen und Genevieve für erduldete Zurücksetzung wieder versöhnen wollte.

Kein Zweifel bleibt, daß deren Vormund würde haben nachgeben müssen, wäre ihm nicht von einer Seite her Hülfe gekommen, wo er sie am wenigsten erwarten durfte, nämlich von Frau von St. Valmont selbst, der bisher so unversöhnlichen Tante Genevievens.

Hoffentlich ist dem Gedächtniß des Lesers die Bekanntschaft des ungleichen Geschwisterpaares noch nicht entschwunden, mit welchem Herr de Baar auf so überaschende Weise in Hamburg zusammentraf. Der flatterhafte Geist Isabellens, wie die Feder von dem Winde ohne bestimmte Richtung umhergetrieben, hatte, wenn auch absichtslos, ein Ziel gefunden; wir meinen die Begegnung mit Frau von St. Valmont. Diese kam eben von Rom zurück, um in St. Giuliano bei Pisa die Bäder zu gebrauchen.

Wie es Reisenden gleichen Standes begegnet, die für eine Strecke Weges in denselben Gasthöfen wohnen, hatten auch diese sich einander genähert und waren letztlich Freunde geworden.

Damit die Erzählung sich nicht zu weit von ihrem gegenwärtigen Schauplatz entferne, sehen wir uns genöthigt, in Kürze zu sagen, wie der bei gelegentlichem Gespräch der Schwestern von Frau von St. Valmont aufgehaschte Namen des de Baar, dieser Dame alsbald Veranlassung gab, sich nach ihrer Nichte und deren Curator zu erkundigen. Allerdings ging solchem lebhaften Interesse voraus, daß ihr erst jüngst in Rom mit anderen Cavalieren der Königin Christine auch Monsieur d'Oberndorf vorgestellt worden war. Er hatte die Bekanntschaft von Genevievens Tante geflissentlich gesucht, dann aber über das gespannte Verhältniß Beider wiederholt mit solcher Wärme und Wahrheit gesprochen, daß diese langehin durch Geiz und Glaubenshaß ihrer Nichte entfrembete Verwandte zu völliger Sinnesänderung durch ihn bewogen wurde.

Wir versprachen kurz zu sein und sagen Alles, wenn wir sagen, daß diese Nachrichten von Laura kamen, die ihrem Vetter dann weiter schrieb:

„Madame de St. Valmonts Gesundheit hatte sich auch hier in Pisa nicht gebessert, sie blieb beständig auf den Beistand der Aerzte angewiesen. Da mit einmal geschah es in der Nacht, daß ein Vergreifen in dem Medicament, welches Gift enthielt, sie dem Tode nahe bringt. Zwar wurde der durch die schnellste Hülfe abgewendet, allein ihr baldiges Ende voraussehend, erinnert sie sich, daß sie eine Nichte habe, in deren Armen sich doch sanfter, als unter der Pflege bezahlter Diener sterben

lasse. Der Wunsch, Genevieve um sich zu haben, steigert sich von Stunde zu Stunde mit der Heftigkeit des Fiebers und was man ihr auch über dessen Unausführbarkeit sagen mag, Madame de St. Valmont beschwört mich bei dem Heil ihrer Seele, Ihnen, lieber Vetter, als den Vormund Genevievens, aufs dringendste vorzustellen . . ."

„Wie? Was? rief der Rath, welcher das Schreiben bisher nur so obenhin durchlesen, an dieser Stelle voll Erstaunen aus, sehe ich recht? Die bittere Tante will ihre Nichte zur Universalerbin einsetzen? Ha, das ist ja zum perplex werden oder vielmehr um Gott zu danken, der aus der Noth hilft. Doch was schreibt Laura weiter?"

„Wäre es möglich, daß Sie selbst Genevieve begleiteten, so zweifele ich nicht, Sie werden die Dame in einem Zustand antreffen, der ihr erlaubt, noch bei völlig klarem Geist ihr Testament zu machen. Jedoch müßten Sie beide unvorzüglich und ohne Aufenthalt unterwegs, reisen, weshalb ich denn auch gegewärtiges Schreiben, dem Madame de St. Valmont einen Wechsel von hundert Louisd'or zur Bestreitung der Unkosten beigefügt, durch Estaffette gehen lasse."

„Nun, wenn das nicht eine besondere Fügung der Vorsehung ist, so kenne ich keine! sagte der Rath unter großer Aufregung. Ich denke, die Aussicht auf diese Erbschaft wird jene mir so odieuse Heirath nun verhindern. Aber sofort abreisen? Ja, möglich ist es für

Genevieve, da sie ihren Abschied bereits erhalten hat. Aber ich? Wird mir Se. F. Durchlaucht Urlaub geben? Doch der Landgraf ist ein gütiger Herr, ich will mich bei ihm melden lassen. Dies gedacht, warf de Baar seinen Schlafrock ab und schon wenige Minuten nachher vernahmen Dorothee und Genevieve, die ihre Wohnung im Schloß mit der im eigenen Hause schon vertauscht hatte, des Rathes knarrende Tritte auf den Stufen der Treppe.

Es war für ihn in der That höchste Zeit, denn die Herren, welche sich gemeinsam für des Kapitän Winters Befreiung bemühten, standen, mit dem Obersten Brostrop an der Spitze, schon gewärtig, um den Landgrafen nach dem Zeughause zu begleiten. Als der fürstliche Rath nun sein Anliegen und die äußerste Dringlichkeit der Reise in wohlgesetzten Worten bei Wilhelm angebracht, erwiderte dieser mit gewohntem Wohlwollen:

„Verhüte Gott, daß wir Euch in einer so gerechten Sache nicht zu Willen sein und es auf unser Gewissen nehmen wollten, wenn ein Fräulein unserer Gemahlin dadurch um ihr Erbe käme, weil es uns gefiele, Euch von Erfüllung Eurer Pflicht abzuhalten! Reist noch heute, reist mit Gott, mein lieber Rath, und alles Glück auf den Weg." Dann ging er, seinem Gefolge nacheilend, weiter.

Als der Festungs-Commandant im Zeughaus nun die auf seine Anträge nöthigen Resolutionen erhalten, und der Fürst sein Geschäft daselbst beendet hatte, wußten es der

Hofmarschall und der Jägermeister so zu lenken, daß sie alle den Rückweg über die Bastion des Wilhelmsberges nahmen.

Hier erinnerte der Landgraf, welcher ihre Absicht wohl gemerkt, Angesichts des Kastenalthurms zunächst selbst an Winter, worauf Spiegel die Frage wagte:

„Befehlen Ew. F. D., daß man jetzt den gefangenen Fuchs aus seinem Baue lasse? Ich wäre neugierig, zu sehen, wie er angekrochen kömmt?"

Der Landgraf, auf die lächelnd zustimmenden Gesichter um ihn her blickend, durfte nach gegebenem Befehl nun nicht lange warten.

„Seht, Ihr Herren, sprach Wilhelm, da kommt er schon!" Als er aber Winters wunderlich verzogenes Gesicht sah, war auch der letzte Groll gegen ihn verschwunden. Der Kapitän schritt auf den Landgrafen zu und in der Mitte zusammengeknickt wie ein Winkelhaken, ließ er sich vom Obersten herbeiführen. Nahe genug, trachtete er dann unter wiederholten Bücklingen seines gnädigen Herrn Hand zu erhaschen, die der alte Mann beim Kusse mit Thränen benetzte, von denen er gern bekannt hätte, daß sie nicht aus Zagen, sondern aus Rücksichten flossen."

„Jetzt bricht er los!" flüsterte Spiegel.

„Ja, und sein erstes Wort ist Rieber", war die gleichfalls leise Antwort.

„Nun, laßts nur gut sein, Ihr alter Strudelkopf",

sprach der Landgraf, die stoßweise hervorgebrachten Dankesäußerungen des Kapitäns unterbrechend. Tröstet Euch, es ist ja nun Alles vorbei und Ihr behaltet Eure Hand, mit der Ihr die meinige jetzt so fest umklammert."

„Gott hat sie mir zum Dienst für meinen gnädigen Herrn gegeben! Verfügen Ew. D. darüber, so oder so!" rief Winter, die Gesinnungen fester Treue nie verläugnend, aus.

„Bravo!" stimmte der alte Oberst bei.

„Sehr gut!" wiederholten die Anderen, so daß Winter sich mit Freude verklärten Augen im Kreise umsah.

Als nun an demselben Tage die Tafel im Schlosse aufgehoben wurde, durfte der Hofmarschall so laut, daß Wilhelm es hören konnte, sagen:

„Se. F. D. haben lange nicht so wohl gespeist, als heute!"

Das konnte denn nun von der Mittagsmahlzeit im Feuerpfeil'schen Stadthause, die sehr übereilt wurde, nicht gesagt werden; weil Herr de Baar, der nicht früher zurückkehrte, als bis alle zur Reise erforderlichen Nothwendigkeiten besorgt und angeordnet waren, lange über die Zeit ausblieb und beim Eintreten so ängstlich erhitzt aussah, daß Doris ihm mit der Frage entgegenkam:

„Mein Gott, Erneste! Ist denn etwas besonderes vorgefallen?"

„Errathen, mein Schatz! gab er zur Antwort. Doch laß mir nur Zeit, Ihr sollt es sogleich erfahren."

Er entfaltete nun Laura's Brief, den er inzwischen herbeigeholt und übergab ihn Genevieve, die betrübt über ihre zu der Reise nach Heidelberg gepackten Koffer gebeugt, von dieser leidigen Arbeit ausruhte.

„Lesen Sie!" sagte der Vormund. Dorothee folgte ihr mit einem Blick, halb Neugier, halb Mißtrauen. Genevievens Wangen färbten sich, auf ein Mal rief sie: „O Gott, meine Tante!" Dann füllten sich ihre Augen schnell mit Thränen und als sie das Blatt wieder in seine Falten legte, strahlte ihr Blick wie die wiederkehrende Sonne nach vorübergezogenem Aprilschauer.

„Italien!" das war das erste Wort, welches sie hervorbrachte. Dann umschlangen ihre Arme die Räthin, die diese Umhalsung mit einer Innigkeit erwiederte, als ob sie Genevievens Freude eben so vollkommen begriffen hätte, als deren äußerer Ausdruck ihr deutlich war.

„Nun, mein Kind, was haben Sie beschlossen?" frug der Rath.

„Ei, rief Doris ungeduldig, so laßt mich doch nun endlich auch Euer Geheimniß wissen."

„Ihre Tante setzt sie zum Erben ein, nun weißt Du es!" war die lakonische Antwort.

„Wie Ihre Tante St. Valmont zu Paris?"

„Nein, nicht mehr dort, sie ist jetzt zu Pisa."

Dorothee hatte nur eine sehr unklare Vorstellung, wo der Ort zu suchen sei, aber sie wußte, was ein Testament ist. In dem Glauben, daß die Tante bereits

verstorben, sah sie ihr geliebtes Kind schon mit einem Regen von Glücksgütern aus dem Füllhorn der wandelbaren Göttin überschüttet. Genevieve aber dachte so mancherlei zu gleicher Zeit, daß es ihr schwer wurde, eine Antwort auf des Vormunds Frage zu geben, so sehr kam ihr Alles, was sie vernahm, wie vom Himmel gefallen.

„Seid Ihr Beide doch große Kinder, sagte Herr de Baar, denn wie diese tändelt Ihr umher, statt zu bedenken, was noth thut. Nämlich ein rascher Entschluß und dann die höchste Eile auf der Reise. Wie ein Courier müssen wir mit jeder Minute geizen, denn ihre Tante, Genevieve, muß recht sehr krank sein, weil sie Ihnen solche Liebesbeweise aufdringt. In Hessen haben Sie den Lindenhof verloren und bekommen dafür in Frankreich das einträgliche Chateau de Bagnolles in Languedoc wieder. Vogue la galére! ich denke, Sie begleiten mich."

„Ja, was auch kommen mag, ich begleite Sie, mein zweiter Papa!" erwiderte Genevieve mit Festigkeit.

„Höchster Gott im Himmel! Was bekomme ich da zu hören, nach Italien wollt Ihr! In dieses Land der Banditen!" rief aufschreiend und Genevieve umfassend, als ob sie ihr schon entfliehen wollte, die Räthin, worauf ohne auf Doris zu achten, der Gemahl frug:

„Sie wollen mich also begleiten, Genevieve? Wohl, dann sind diese Koffers nicht für Heidelberg gepackt. Nur ungern entferne ich mich von hier, doch weiß ich Niemanden

außer mir, der Ihr Beschützer sein, noch dem dieses wichtig und umsichtig zu behandelnde Geschäft übertragen werden könnte. Aber mein Aufenthalt bei ihrer Tante kann nur kurz sein. Sollte die Dame länger leben, ihres Beistandes dauernd bedürfen, dann sind Sie bei ihr auf sich selbst angewiesen."

Zum zweiten Mal erhob Doris ihre Hände vor Erstaunen über eine solche nie gehörte Sprache, dann aber frug sie:

„Wie? Ihr wolltet mich allein hier zurücklassen? Bedenke, mein kleines liebes Herz, daß der Sperling in der Hand besser ist, als die Taube auf dem Dache und eine nahe Heirath wiegt ein Testament auf, das, wie ich da höre, erst noch gemacht werden muß." Genevieve eilte der Räthin nochmals in die Arme, indem sie sprach:

„Doris, beste Doris, Verzeihung! Allein die Erinnerung an diese Heirath würde mir nur Flügel auf die Reise geben. Ich mache Ihnen einen anderen Vorschlag: Begleiten Sie uns!"

„Ach, sagte diese, mit einem wahren aber doch komisch schmerzlichen Ausdruck. Ich bin eine so unterdrückte Frau, bin so sehr an Gehorsam gewöhnt, daß ich kaum weiß, ob ich noch etwas wollen kann, dem mein Gemahl nicht wiederspräche." Worauf ihr denn von diesem erwidert wurde:

„Hört, gute Damen, Euer Gespräch wird mir zu gedehnt! Denkt Ihr denn nicht, daß eine so weite Reise

viele Vorbereitungen bedarf? Genevieve, Sie können nicht gehen, ohne sich bei ihrer vorigen Herrin, der Frau Landgräfin verabschiedet zu haben. Es ist das kein ganz leichter Gang, doch muß es sein und während Sie Ihrer Pflicht nachkommen, werde ich für Sie an die Frau Kurfürstin schreiben, bei welcher Umstände so ernster Art Ihnen leicht zur Entschuldigung dienen können."

Der Ton, mit dem diese Worte gesprochen wurden, gab zu erkennen, daß Herrn de Baars Entschluß unwiderruflich fest stand. Dorothee erschrack nun bei der Aussicht auf eine so nahe Trennung von ihrem Manne und der, die ihr nach ihm das Liebste war. Während sie noch im Auge eine Thräne zerdrückte, spielte schon ein freundliches Lächeln mit den Zügen des Mundes, und wenn sie dann ihr Pflegekind in die Arme schloß, so war auch das nur eine an ihren theuren Erneste gerichtete Demonstration, welche aussprechen sollte:

„Wie könnte ich Alles, was mir auf Erden ans Herz gewachsen ist, wohl von mir lassen! Ich reise mit!"

„Du reisest mit! sagte Herr de Baar, ich hatte Dich so erwartet, gute Dorimene. Nun aber sputet Euch mit Besorgung Eurer tausend kleinen Nothwendigkeiten, denn um drei Uhr Morgens wird meine von La Molière ausgesuchte zuverlässige Karosse am Hause vorfahren und wehe derjenigen, die dann der Postillion noch aus dem Schlaf blasen muß."

viele Vorbereitungen bedarf? Gewißlich? Sie können nicht gehen, ohne sich bei Ihrer vorigen Herrin, der Frau Landgräfin verabschiedet zu haben. Es ist das kein ganz leichter Gang, doch muß es sein und während Sie Ihrer Pflicht nachkommen, werde ich für Sie an die Frau Kurfürstin schreiben, bei welcher Umstände so einiger Art Ihnen leicht zur Entschuldigung dienen können."

Der Ton, mit dem diese Worte gesprochen wurden, gab zu erkennen, daß Herrn de Vaars Entschluß unwiderruflich fest stand. Dorothée erschrack nun bei der Aussicht auf eine so nahe Trennung von ihrem Manne und der, die ihr nach ihm das Liebste war. Während sie noch im Auge eine Thräne zerdrückte, spielte schon ein unmuthiges Lächeln mit den Zügen des Mundes, und wenn sie dann ihr Pflegekind in die Arme schloß, so war auch das nur eine an ihren theuren Gatten gerichtete Demonstration, welche aussprechen sollte:

„Wie könnte ich Alles, was mir auf Erden ans Herz gewachsen ist, wohl von mir lassen! Ich reise mit!"

„Du reisest mit! sagte Herr de Vaar, ich halte Dich so wacker, gute Dorimene. Nun aber spielt Euch mit Besorgung Eurer tausend kleinen Nothwendigkeiten, denn um drei Uhr Morgens wird meine von La Mollière ausgesuchte zuverlässige Karosse am Hause vorfahren und Pferde beschleunigen, die dann der Postillon noch aus dem Schlafe wecken muß."